

Der

Stadtschreiber von Liegnitz.



Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

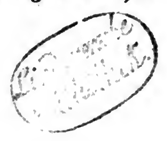
Armand, Bis in die Wildniß. Reise-Roman. 2. Aufl. 4 Bde. 8. 4 Thlr.
Frenzel, Karl, Die drei Grazien. Roman. 3 Bände. 8. 4 1/2 Thlr.
Giseke, H. L. Rob., Käthchen. Roman. 4 Bände. 8. 4 Thlr.
Godin, A., Eine Katastrophe und ihre Folgen. Roman. 8. 1 1/4 Thlr.
Gottschall, Rudolph, Reisebilder aus Italien. 8. . . 1 1/4 Thlr.
Habicht, Ludwig, Kriminal-Novellen. 8. . . . . 1 1/4 Thlr.
Holtei, Karl von, Kleine Erzählungen. 5 Bände. 16. . 1 2/3 Thlr.
— — Die Eselsfresser. Roman. 3 Bände. 16. . 1 Thlr.
— — Vierzig Jahre. 6 Bände. 16. . . . 4 Thlr.
— — Noch ein Jahr in Schlesien. 2 Bände. 16. . 2/3 Thlr.
— — Der letzte Komödiant. Roman. 3 Bände. 8. . 5 Thlr.
— — Kriminalgeschichten. 6 Bände. 16. . . 2 Thlr.
— — Christian Lammfell. Roman. 5 Bände. 16. 1 1/4 Thlr.
— — Noblesse oblige. Roman. 3 Bände. 16. . 1 Thlr.
— — Ein Schneider. Roman. 3 Bände. 16. . 1 Thlr
— — Die Vagabunden. Roman. 3 Bände. 16. . 1 Thlr.
Illustrirte Ausgabe. 3 Theile in einem Bande. 8. 1 1/2 Thlr.
Mügge, Theodor, Nordisches Bilderbuch. Reisebilder. 3. Aufl. 8. 4/5 Thlr.
— — Romane. Dritte (letzte) Folge. 6 Bände. 8. . 9 Thlr.
— — Der Chevalier. Roman. 2. Aufl. 3 Bände. 8. 1 1/2 Thlr.
— — Toussaint. Roman. 2. Auflage. 5 Bände. 8. . 2 1/2 Thlr.
— — Erich Randal. Roman. 2. Aufl. 4 Bände. 8. 2 Thlr.
— — Afraja. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. . . 1 1/2 Thlr.
— — Tänzerin und Gräfin. Roman. 2. Aufl. 3 Bde. 8. 1 1/2 Thlr.
— — Die Vendéerin. Roman. 2. Aufl. 2 Bde. 8 . 1 Thlr.
— — Weihnachtsabend. Roman. 2. Aufl. 8. . . 1/2 Thlr.
Rosen, Ludwig, Vier Freunde. Roman. 3 Bände. 8. . 5 Thlr.
— — Damals. Novellen aus den Befreiungskriegen. 8. 1 1/4 Thlr.
See, Gustav vom, Erzählungen eines alten Herrn. 8. . 1 1/4 Thlr.
— — Erzählungen eines alten Herrn. Neue Folge. 8. 1 1/4 Thlr.
— — Zwei gnädige Frauen. Roman. 3 Bände. 8. . 3 3/4 Thlr.
— — Herz und Welt. Roman. 3 Bände. 8. . . 4 1/2 Thlr.
— — Wogen des Lebens. Roman. 3 Bände. 8. . 4 Thlr.
Wehl, Feodor, Allerweltsgeschichten. Ein Novellenbuch. 8. 1 1/4 Thlr.

Der Stadtschreiber von Liegnitz.

Historischer Roman

von

Ludwig Habicht.



Erster Band.

Breslau.
Verlag von Eduard Trewendt.
1865.

Dr. Karl Frenzel

in

herzlicher Verehrung und Freundschaft.



Erstes Kapitel.

Vor dem Zollhause zu Liegnitz hielt ein eigenthümliches Fuhrwerk. Ein zweirädriger, dicht verhüllter Karren, dem statt eines Pferdes ein großer Hund vorgespannt. Ein starker, vierschrötiger Mann stand daneben und rief ungeduldig, mit weitschallender Stimme nach dem Zollwächter.

„Nun, nun, ich komme ja schon!“ brummte ein alter Mann im Heraustreten aus dem Zollhause und wollte sich eben nach dem heftigen Rufer umsehen, da gewahrte er das Fuhrwerk und brach unwillkürlich in ein lautes Gelächter aus. „Ha ha, das ist ein prächtig' Roß, das sah' ich noch gar nicht, und ich sitz' doch schon die zwanzig Jahr' am Goldberger Thor!“

„Lacht nicht und sagt mir lieber, was ich zu zahlen hab',“ bemerkte der Fuhrmann gleichmüthig. „O, ich möcht' gar Nichts haben für den Spaß,“ entgegnete der Zollwächter, „aber halt, das geht auch nicht, gebt nur einen Heller!“

Der Mann griff in die Tasche, zahlte schweigend das Verlangte, und nachdem er mit einem kräftigen Pfiff seinem Hunde das Zeichen zum Aufbruch gegeben, setzte sich das Fuhrwerk wieder in Trab und trottete langsam die Goldberger Straße hinauf, dem Markte zu.

Aus allen Häusern stürzten Neugierige und betrachteten lachend das wunderliche Gefährt. Kinder schlossen sich demselben lärmend und jubelnd an, und bald hatte der Mann ein zahlreiches Gefolge um sich, das ihm bis auf den Markt das Geleit gab.

Man lief damals auf der Straße noch nicht so viel hin und her; jegliche Arbeit beschränkte sich auf die Werkstatt — auf der Straße war noch nicht, wie in unsrer klugen Zeit, Etwas zu verdienen, höchstens auf der Landstraße, und das verstanden nur die Ritter; die ehrsamen Bürger blieben daheim, und während des ganzen Tages war es in den Gassen so still wie in einer ausgestorbenen Stadt, erst Abends traten die ehrlichen Handwerker aus ihren kleinen Burgen heraus — kein Wunder, daß die geringste Abweichung von der Regel, alles Fremde und Absonderliche eine große Aufregung hervorrufen mußte. Der Fuhrmann ließ sich von all' dem nicht beirren, nur ein verschmitztes Lächeln glitt über sein rothes Gesicht, als er bemerkte, wie sich unter die Zuschauer eine Menge Erwachsener gemischt und jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgte.

„Was wird nur drin stecken?" frug man neugierig. „Gebt Acht!" rief Einer aus der Menge, „der kommt aus Polen und bringt uns Pelze!" „Ein Hussit steckt drin," sagte ein Anderer, und Alles lachte. Der Mann hatte unterdeß in aller Gemächlichkeit seinem Hunde das kleine Geschirr abgenommen, die Decke abgerissen und begann jetzt den Inhalt seines Wagens auszulegen, der in weiter Nichts als frischen Fleischwaaren bestand. „Ich verkaufe mein Fleisch weit billiger, als die dort drüben," bemerkte der Metzger, auf die Bänke an der andern Seite des Marktes zeigend, auf welchen die zünftigen Meister der Stadt ihre Waaren feilboten.

Das Gelächter verstummte, mehrere Weiber drängten sich herbei, und von den billigen Preisen angelockt, umdrängte bald eine große Menge kaufend und handelnd den Wagen, so daß der Fleischer kaum den lebhaften Zuspruch befriedigen konnte.

Die ehrlichen Meister „da drüben" waren aber nicht Willens, diesen Vorgängen ruhig zuzuschauen, eine lebhafte Aufregung machte sich unter ihnen geltend. „Das ist gegen alles Recht und Gerechtigkeit!" riefen sie wild durcheinander, „wir dulden es nicht!" und mehrere eilten auf der Stelle hin, diesem kecken Eingriffe in ihre Privilegien ein schnelles Ende zu machen.

„Was hast Du hier zu schaffen?" frug ein großer Metzger, Caspar Schröter, der mit seinen langen Beinen zuerst auf dem Markte angekommen.

„Meine Waaren verkaufen,“ entgegnete der Angeredete trocken.

„Das darfst Du nicht, Du hast hier keine Fleischbank!“

„Deshalb verkauf' ich auf meinem Wagen,“ war die Antwort. Die Umstehenden lachten; das erbitterte die zünftigen Metzger noch mehr. „Packt ihn! schlagt ihn zu Boden!“ rief Johann Specht, ein kleiner, untersetzter Mann, kirschbraun vor Aerger und wollte schon die Hand erheben; aber der fremde Eindringling, anstatt von der Wuth der Metzger eingeschüchtert zu werden, trat keck vor seinen Wagen, streckte die nervigen Arme aus und entgegnete ruhig: „Greift an, wenn Ihr Lust habt!“

„Seid ruhig!“ beschwichtigte der Metzger-Aelteste, Andreas Wüsthube, ein schon bejahrter, stattlicher Mann, seine Mitmeister, „wir wollen die Sache in Vernunft abmachen. Wie heißt Du?“ wandte er sich an den fremden Metzger, „wo kommst Du her, und wer giebt Dir das Recht, auf offenem Markte Waaren feil zu halten?“

„Ihr fragt viel auf einmal! lest, wenn Ihr könnt, da steht's drin! Dem Christian Wolf aus Waldau ist der Verkauf auf öffentlichem Markte wohl gestattet,“ entgegnete der Gefragte, wichtig thuend, und zog aus seiner Brusttasche ein sorgfältig eingewickeltes Pergament hervor, das er dem Aeltesten vorhielt. Dieser prüfte es sorgfältig und sagte dann kopfschüt-

telnd und sich an seine Genossen wendend: „Es ist richtig, von der Herzogin unterschrieben und gesiegelt, aber es ist gegen unser wohlverbrieftes Bann- und Meilenrecht, und wir werden diesen Eingriff nicht dulden!“

„Aus der Stadt mit ihm!“ riefen Einige heftig, „werft ihm das Fleisch auf die Straße!“ Andere noch heftiger. „Ruhig, Freunde!“ ermahnte der Aelteste, „wenden wir uns an den Rath, der wird uns schon schützen. Du mußt mit, Christian Wolf!“

„Was kümmert mich Euer Rath!“ entgegnete dieser trotzig, „mich schützt mein herzoglich Privileg, ich bleibe hier!“ und in fester, entschlossener Haltung schien er jeden Angriff erwarten zu wollen.

„Und was kümmert uns die Herzogin!“ rief der lange Schröter, „es ist ein himmelschreiend Unrecht!“ setzte der dicke Specht hinzu. „Hört, Bürger! so will man unsre Rechte zu Wasser machen! Aber wir lassen uns nicht von einem Dorfmetzger auf der Nase herumspielen! zum Rath! zum Rath!“ Und den Aeltesten an der Spitze, eilten jetzt fast sämmtliche Metzger zum Rathhause, während Christian Wolf behaglich vor sich hingrinste und sein Verkauf-Geschäft ruhig fortsetzen wollte.

„Ihr werdet Euch doch nicht die Schande anthun und von diesem Menschen kaufen!“ rief da plötzlich ein junger, fein gekleideter Mann, der bisher, in seinen Mantel gehüllt, unbemerkter Zuschauer geblie-

ben. „Was heut den Metzgern geschieht, kann morgen auch Euch widerfahren!" Die Erscheinung des jungen Mannes, dessen dunkle Augen wunderbar über die Menge hinwegblitzten, brachte die überraschendste Wirkung hervor. Der Bürger- und Gemeinsinn war durch diese Worte in Jedem wie mit einem Zauberschlage geweckt worden. Niemand mochte mehr kaufen, selbst die Nächststehenden, denen die Waaren schon zugewogen worden, traten zurück. Der junge Mann, sichtlich erfreut von dem Erfolge seiner Rede, schritt freundlich grüßend durch die Menge und verschwand in einer Seitenthür des Rathhauses.

Der Metzger warf dem Davoneilenden einen grimmigen Blick zu, bot noch einmal seine Waaren zu einem spottbilligen Preise feil; als auch dies nicht verschlug, warf er brummend die Decke über den Wagen und schickte sich zum Heimwege an. „Was nutzt mir nun mein Privileg! der Truchseß hat mich zum Narren gehabt," murmelte er, „aber wart!" und er gab ärgerlich seinem Hunde einen Tritt, daß dieser wild aufheulte.

Die Menge verlief sich. „Wer war der Bursche, der Euch so unter der Fuchtel hat, daß Ihr ihm auf's Wort gehorcht?" frug Christian Wolf einen der noch dort gebliebenen Bürger. „Oho! nehmt künftig Eure schmutzige Kappe vor ihm ab!" entgegnete der Angeredete, „das ist unser Rathsschreiber Ambrosius Bitsch und ein grundgelehrter Mann!" „Hol' ihn

der Henker!" murmelte der Fleischer ingrimmig vor sich hin und verließ, in seinen Erwartungen getäuscht, Markt und Stadt.

Die Metzger hatten nur wenige Schritte bis zum Rathhause und stiegen jetzt schon zögernd von beiden Seiten die äußere breite Steintreppe hinauf. Oben aber entsank gerade, wie dies ja immer der Fall, den größten Schreiern der Muth, sie sprachen von Rückkehr, von ungelegener Zeit, und daß sie vor dem Rath nicht ohne Mantel erscheinen dürften. Der Aelteste hörte nicht auf ihr zaghaftes Geschwätz. „Ei, unsre gute Sache ist der beste Mantel," sagte er ruhig; fest und sicher schritt er auch die zweite, innere Treppe hinan, und sich nicht darum kümmernd, wie wenige ihm folgten, trat er in den Saal der Herren. Sechs Rathsherrn saßen dort auf großen Lehnstühlen, an einer langen, mit schwarzem Tuch verhangenen Tafel. Oben an auf einem gewaltig großen Sessel der wohlweise Bürgermeister der guten Stadt Liegnitz, Herr Hieronymus Popplau, ein Mann, dessen Hünengestalt allein schon Schrecken und Ehrfurcht einflößen mußte. An seiner Seite saß ein winzig Männlein, das förmlich von der Nähe des großen Mannes noch mehr zusammenschrumpfte, das war der Obervogt Petrus von der Heide — er hatte schon einen eisgrauen Kopf und schielte — da traute ihm Niemand, und wenn er sprach, heftete er ein Auge auf das Tintenfaß, das andere flog zum Fenster hinaus

— so spotteten die Leute. Der Dritte das war Thomas Kochenschreiber, ein stiller, guter Mann, der sagte zu allem „ja," und deshalb war er Altherr. Da war noch Jodocus Lindner, der Ziegelherr, ein etwas streitsüchtiger Mann, besonders wenn er ein Glas getrunken hatte — Johannes Schober, der Bauherr, der war feist wie ein Mönch und sah wohlgemuth aus; trotz seines Bäuchleins führte er bei jedem Tanz den Reigen, und in anmuthigen, zierlichen Sprüngen übertraf ihn Keiner. Noch sitzt dort am Ende ein finstrer Mann, der scheint das Lachen längst verlernt zu haben und nimmt es Ernst mit seinem Amt. Das ist der Wäg- und Weinherr Peter Rothe, der mit seinen strengen, ernsten Zügen wohl für die Rathsversammlung, aber wenig für sein sonstiges Gewerbe zu passen scheint.

Die Rathsherren waren eben in eifrigster Berathung und blickten verwundert auf die Ankommenden, die anstatt im Festgewande, wie es sich gebührte, hier in dem ehrfurchtgebietenden Rathssaale mit ihren weißen Schürzen und aufgestreiften Hemdsärmeln eine seltene Erscheinung abgaben. Ein unwilliges Gemurmel lief am schwarzen Tisch hinunter. Der Metzger-Aelteste, mit erfahrenem Auge den üblen Eindruck seiner Erscheinung bemerkend, begann sogleich: „Verzeiht, edle Herren, daß wir in diesem Aufzug kommen, aber wir wollten auf frischer That ein uns widerfahren' Unrecht melden. Ein Dorfmetzger aus Waldau, Chri-

stian Wolf geheißen, hat sich erdreistet, heut auf offnem Markte Fleischwaaren feil zu bieten.“ Der Aelteste schwieg und schien die Wirkung seiner Rede abwarten zu wollen. Sie blieb nicht aus. Der Bürgermeister erhob sich, und seinen starken, trotz seiner Jahre noch schwarzen Knebelbart streichend, frug er hastig: „Ihr habt ihn doch festgenommen? er soll diese Unverschämtheit büßen.“

„Nein, edler Herr, wir wagten es nicht,“ erwiederte der Aelteste.

„Pfui über diese Feigheit!“ rief der Bürgermeister wegwerfend, und sein breites, stolzes Gesicht zeigte jene Verachtung, die er gegen Bürger nur zu offen zur Schau trug.

Der Aelteste drehte sein Käppchen heftiger zwischen den Fingern, erwiederte aber dennoch ruhig: „Wir wagten es nicht, denn der Mann hatte ein Privileg von der Herzogin Elisabeth.“

Der eben noch so stolze, hochfahrende Bürgermeister zuckte bei diesen Worten zusammen. „Ein Privilegium von der Herzogin!“ rief er überrascht, „das ist freilich was Anderes, was wollt Ihr dann noch?“

„Schutz gegen solche Unbill, gegen solch' leichtsinnige Eingriffe in unsre Bankgerechtsame,“ war die Antwort.

Der Bürgermeister schwieg und neigte sich verlegen zu den Rathsherren, sie leise um ihre Meinung

fragend. In diesem Augenblick öffnete sich eine Seitenthür, der Stadtschreiber trat herein und setzte sich nach kurzem Gruße schweigend an seinen besonderen Platz in der Ecke des Saales. Jetzt wandte sich der Bürgermeister wieder an die Fleischer, er trat sogar einige Schritte vor, und in weit freundlicherem Tone als vorher sagte er achselzuckend: „Ja, lieben Freunde, da läßt sich Nichts thun, wenn unsre Herzogin einmal ein solch' Privileg ertheilt, dann müßt Ihr dem Manne schon den Verkauf zulassen.“ Ein Gemurmel des Unwillens seitens der Metzger folgte dieser Rede, auch der Aelteste verlor die Ruhe, der greise Mann richtete sich höher auf, seine Augen blitzten, und er entgegnete rasch: „Nimmermehr! eher hauen wir ihn mit sammt seinem Privileg in Stücke,“ und der Aelteste erhob drohend die Hand. „Aber wir wollen Nichts mit Gewalt, wir wissen, daß der Rath unsrer Stadt uns schützen wird.“

„O, macht doch wegen einer Kleinigkeit nicht so viel Aufhebens,“ bemerkte das Rathsoberhaupt, und wieder zuckte ein verächtliches Lächeln um seine Lippen, „was seid Ihr eifersüchtig auf Eure Rechte! ob dieser einzige, arme Mann auf Eurem Markte verkauft, davon werdet Ihr doch nicht arm.“

„Nun, das werden wir freilich nicht,“ erwiederte der Aelteste mit echtem Bürgerstolze, „diesen einzigen Mann könnten wir dulden, aber diese einzige Ungerechtigkeit nicht!“

„Geht! Ihr seid eigensinnige Querköpfe, ich glaube, Ihr hättet selbst die Frechheit, unsere erlauchte, hohe Frau, weil sie Euch nicht immer zu Gefallen lebt, zur Rechenschaft zu ziehen!“

„Und warum sollten sie es nicht?“ frug der Stadtschreiber und erhob sich jetzt. Der Bürgermeister blickte erstaunt und zürnend auf den kecken Menschen, der es schon wieder wagte, sich ihm entgegenzustellen und eine andere Meinung zu haben; dieser jedoch, keineswegs davon eingeschüchtert, fuhr mit seiner klangvollen Stimme fort: „Das Privileg ist nicht nur ein übermüthiger Eingriff in die Rechte dieser Männer, sondern ein Schimpf für die Stadt, den wir nimmer dulden dürfen. Wir müssen uns mit aller Macht gegen solch' unrechtmäßige Privilegien-Ertheilung auflehnen, sonst ertheilt die Herzogin noch Freibriefe an die Bauern, uns die Stadtmauern einzureißen.“

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck; nach kurzem Schweigen rief plötzlich Peter Rothe: „Er hat Recht, wir dürfen es nimmer dulden!“ und die andern Rathsherren stimmten lebhaft bei.

Der Metzger-Aelteste, von diesem unerwarteten Beistande freudig überrascht, reichte dem jungen Manne die Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Habt Dank! das war ein Wort zur rechten Zeit!“ und die hinter ihm stehenden Metzger, die schon muthlos die Köpfe hatten hängen lassen, blickten mit

Bewunderung auf den Stadtschreiber, der sich so kräftig ihrer Sache angenommen hatte. Hieronymus Popplau, der große, stattliche Bürgermeister, war doch nur ein kleinmüthiger Herr, es lag eine eigene Schwäche und Haltlosigkeit in seinem Wesen, die zu seiner fast ritterlichen Erscheinung wenig paßte; auch heut beugte er sich der entschiedenen Meinung der Mehrheit und lenkte augenblicklich ein. „Nun gut, meine Freunde,“ sagte er zögernd, „wir wollen bei unsrer durchlauchtigen Frau Herzogin bitten, sothanes Privileg zurückzunehmen,“ und er wollte mit einer Handbewegung die Metzger entlassen.

„Das wird nicht nöthig sein,“ bemerkte Ambrosius Bitsch, „der Mann ist bereits aus der Stadt, Niemand mochte mehr Etwas von ihm kaufen.“

„So ist's recht, da seht Ihr, wie die Liegnitzer Ordnung gelernt haben,“ sagte der Bürgermeister, erfreut, daß er damit die unangenehme Angelegenheit los wurde.

„Wir brauchen zwar nicht erst die Rücknahme des Freibriefes zu fordern,“ entgegnete der Stadtschreiber, jedes seiner Worte scharf betonend, „wohl aber müssen wir gegen solch' Gebahren kräftigst Einspruch thun und zeigen, daß die Zeit vorüber ist, wo die Städte sich jede Ungerechtigkeit von ihren übermüthigen Fürsten gefallen lassen mußten.“ Das blasse Gesicht des Sprechers röthete sich, seine Augen blitzten, und, war es die Macht der Wahrheit oder das Feuer seiner

Rede, die Worte des jungen Stadtschreibers brachten eine berauschende Wirkung hervor. Die sonst so ruhigen Rathsherren erhoben sich und riefen wild durch einander, die Metzger jubelten, und der Bürgermeister war nicht der Mann dazu, diese aufgeregten Wellen zu beruhigen, er ließ sich von ihnen an jedes noch so unliebsame Ufer tragen.

„Wir bitten nicht, wir fordern! Wir wachen über unsere Rechte!" tönte es von allen Lippen, selbst der alte von der Heide ließ sich fortreißen und rief mit, das rechte Auge fest auf das Tintenfaß geheftet, während das linke wieder zum Fenster hinausflog. Und der Altherr Kochenschreiber plapperte geläufig sein „ja, ja!" Die Aufregung legte sich erst, als der Stadtschreiber versprach, sofort einen entschiedenen Protest zu entwerfen, der am folgenden Tage, mit dem Rathe an der Spitze und drei Mann der Metzger, Herzogin Elisabeth überreicht werden sollte. Alle versprachen, sich pünktlich einzufinden. Die Metzger entfernten sich befriedigt.

Da bliesen die Pfeifer vom Rathsthurme ein lustig Stücklein und zeigten damit der hungrigen Stadt an, daß die Mittagstunde herangerückt sei und Jeder essen möge, der ein Mittagbrot aufgetrieben habe. Die Rathsherren verstanden diesen Wink und verließen, den Bürgermeister an der Spitze, den Saal. Nach solch' aufregenden Ereignissen konnte die Mahl-

zeit schon schmecken, selbst ein guter Trunk war nach dem vielen Sprechen nicht zu verachten.

Eine Stunde darauf saß der junge Stadtschreiber schon wieder an seinem Platze und schrieb eifrig an dem Briefe für die Herzogin. Von Zeit zu Zeit sprang er von seinem Stuhle auf und durchwanderte mit hastigen Schritten den großen Saal. „Das ist ein guter Anfang,“ sagte er lebhaft vor sich hin, „und nun geht's lustig fort! Ich kenne meine wackern Bürgersleute, sie fangen schwer Feuer, aber dann loht's um so heller auf, und das soll einen Brand geben, wie ihn die Stadt noch nicht gesehen. Nur Muth!“ er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch und war eben mit dem Briefe fertig, als der Bürgermeister hereintrat.

Der alte Herr mußte gut gespeist haben, denn sein Gesicht glänzte noch vor Behagen und Freundlichkeit, und es war stadtbekannt, daß seine Schwester Barbara durch ein vortreffliches Mittagmahl am besten die von den Regierungssorgen erzeugten Falten aus dem Gesicht streichen konnte. Menschen mit großer Neigung für Essen und Trinken sind selten geistreiche Köpfe — auch der Bürgermeister Hieronymus Popplau ließ sich von einer geistigen Trägheit lähmen, die ihm ein kräftiges Handeln unmöglich machte. Dennoch hatte er bisher seine Schwächen mit gutem Anstande zu verbergen gewußt. Schon seine äußere Erscheinung verschaffte ihm ein gewaltiges Ansehen

und half ihm über manche Schwierigkeiten hinweg. Dem fast Alle um einen Kopf überragenden, stark gebauten Manne wagte man nur in größter Ehrfurcht zu nahen, und Niemand ahnte, daß in dieser Riesengestalt ein Zwergengeist wohnte, der sich von jeder fremden Meinung unterjochen ließ. Nur Ambrosius Bitsch, der erst vor Kurzem als Rathsschreiber in seine Vaterstadt zurückgerufen worden war, hatte schnell erkannt, daß dieser allgemein gefürchtete Riese nur auf thönernen Füßen stehe, und ehe es der Bürgermeister gewahr geworden, war er zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen des überlegenen Stadtschreibers herabgesunken. Vielleicht würde Hieronymus Popplau den jungen Mann gehaßt haben, wenn seine in tiefen Fettpolstern ruhende Seele sich zu dieser Leidenschaft hätte aufraffen können; so begegnete er dem Stadtschreiber, trotz aller Reibungen, mit würdiger Herablassung. Auch jetzt grüßte er wohlwollend und sich hinter des Schreibenden Stuhl stellend, frug er beinahe scherzend: „Bitsch, Ihr werdet doch nicht wirklich die dumme Geschichte für Ernst nehmen?“ Dieser überreichte ihm statt aller Antwort den entworfenen Brief. „O, lest mir ihn vor!“ entgegnete der Bürgermeister und wies das Papier mit der Hand zurück, warf sich dann nachläßig in seinen eichenen Armstuhl, der von dem gewaltigen Ruck aus den Fugen zu brechen drohte, und

horchte jetzt mit halb geschlossenen Augen auf den Inhalt des Briefes.

Der Bürgermeister hörte ruhig der gegen alle Gewohnheit sehr kurz gefaßten Erzählung des heut Vorgefallenen zu, aber als Bitsch mit folgenden Worten schloß:

„deshalb fordern wir von der erlauchten Frau Rechenschaft über diesen schmählichen Eingriff in unsere wohlverbrieften Rechte —“

da sprang er entsetzt von seinem Stuhle auf und rief, die Hände über seinem wohlgenährten Leib brechend: „Mann! Ihr seid trunken! Ihr wollt unsre durchlauchtige Fürstin zur Rechenschaft ziehen? ha, ha! das ist in Schlesien noch nicht erlebt worden!“

„Nun gut, so wollen wir die Ersten sein, die zeigen, daß wir uns muthig gegen alle Unbill zur Wehr setzen,“ entgegnete der Stadtschreiber ruhig.

„Gegen alle Unbill — aber nicht gegen alle Fürsten!“ erwiederte der Bürgermeister, den Angst und Bestürzung beinahe geistreich gemacht hätten.

„O, die Zeiten sind vorüber, wo die Fürsten die einzigen Herren waren, die Städte sind so mächtig wie sie — denkt an Breslau!“ war des Stadtschreibers Antwort.

„Das ist auch eine freie, königliche Stadt!“ warf der Bürgermeister ein.

„Gut, dann werden wir es auch,“ wollte Bitsch entgegnen, besann sich aber, daß dieser in seinem tief-

sten Innersten schlummernde Gedanke am wenigsten hier für die Oeffentlichkeit tauge, und schwieg.

„Nehmt Vernunft an,“ begann der Bürgermeister von Neuem, „solche Sprache ziemt sich nicht für eine getreue Stadt, das führt zum Aufruhr! Ihr seid freilich ein heftig junges Blut und fragt nicht viel, ob wegen dieser Kleinigkeit zwischen der durchlauchtigen Herzogin und uns ein ewig Zerwürfniß entsteht; aber ich bin ein alter Mann, ich muß Euch Brauseköpfe zur Ruhe bringen!“ und um sein Alter zu zeigen, warf er sich wieder in seinen Sessel.

Bitsch lächelte. „Wenn's eine Schmälerung der Rechte unserer Bürger gilt, dann ist Nichts Kleinigkeit, der Rath muß es der Stadt zeigen, daß er den Muth und die Kraft hat, sie zu schützen, und ich denk', der Brief wird den Bürgern wohl gefallen.“

„Aber unsrer Fürstin!“ entgegnete der Bürgermeister und fuhr eindringlich fort: „bedenkt, es ist eine alte, kranke Frau, sie hat uns viel Liebes und Gutes erwiesen, in Noth und Unglück rechtschaffen bei uns Stand gehalten, wollen wir sie jetzt so bitter kränken? Und Ihr vollends! ist sie nicht Euch und Eurer Mutter stets Freund gewesen?“

Der Bürgermeister hatte mit diesen Worten die verwundbarste Stelle des Stadtschreibers getroffen, denn der Letztere senkte für einen Augenblick den Kopf in seine Rechte; „meine Mutter!“ sagte er leise und plötzlich umgestimmt. Er ergriff das Pergament, zer-

riß es, und die Stücke dem Bürgermeister hinhaltend, bemerkte er mit eigenthümlichem Lächeln: „Ihr habt Recht — da habt Ihr den gefährlichen Brief — ich werde einen andern schreiben."

„Gott sei Dank!" rief Hieronymus Popplau aufathmend, und vertraulich die breite Hand auf die schmalen Schultern des Stadtschreibers legend, setzte er hinzu; „Haltet's nur mit der Herzogin! wenn Ihr einmal so alt wie ich, dann sollt Ihr auch erfahren, daß von der wankelmüthigen Bürgerschaft nimmer auf Dank zu rechnen. Denkt an das Sprüchwort — die Welt lohnt, wie der Bock, wenn er Hörner kriegt." Mit diesen Worten entfernte sich der gute Bürgermeister, von einer schweren Last sichtlich erleichtert.

Der Stadtschreiber sah ihm sinnend nach . . . „vielleicht hat er Recht!" sagte er langsam vor sich hin — „aber will ich denn Dank? und von Bürgern Dank? Ehre! Ruhm! dem jag' ich nach, und ich werde mein Ziel eher erreichen als Du, schwachköpfiger Hieronymus!" Die Augen des jungen Mannes funkelten, seine Brust hob sich, und mit hastigen Schritten durchwanderte er wieder den Rathssaal, dann stellte er sich sinnend an das Fenster, dessen kleine, runde, von breiten Bleistreifen eingefaßte Scheiben kaum den Blick auf das Treiben des Marktes gestatteten, und doch war es zu jener Zeit ein Aufwand, den nur der Rath einer Stadt und höchstens ihrer

reichsten Patricier machen konnten. „Besser wär' es freilich, wir könnten zusammengehen", begann der Stadtschreiber wieder sein Selbstgespräch, ja, wenn er meine Gedanken verstehen könnte, die so hoch fliegen, höher als die Dohlen dort über dem Petrithurme; aber er ist feig und schwach, und es ist gut so — ich will das Werk allein vollbringen, dann ist auch die Ehre mein, ich bin der Erste der Stadt und dann!" — er fuhr mit der Hand über die brennende Stirn und schien aus seinen Träumen zu erwachen, ein bitteres Lächeln zuckte jetzt über sein blasses, ernstes Gesicht — und dann . ." — wiederholte er — „ich will den neuen Brief an die Herzogin schreiben, ich hab' nicht Zeit zu säumen! Für was hab' ich auch die alten Schriften und Urkunden studirt, die mich nur zum Narren gemacht — es ist ein zu gewagtes Spiel, und am Ende bleib ich doch ein ohnmächtiger Stadtschreiber!"

Ambrosius Bitsch setzte sich jetzt an sein Schreibpult, um im geduldigen Hinmalen von Buchstaben die wilden Gedanken zu verjagen. — „Erlauchte, hohe Frau!" so mußte er beginnen und darum zuerst, wie sich's geziemte, ein großes stattliches „E" malen; doch es wollte ihm heut durchaus nicht gehen. Die bunten, wunderlichen Schnörkel des Anfangsbuchstabens schienen sich unwillkührlich zu einem Mädchenkopfe zu gestalten, ja ganz deutlich nickte ihm aus dem großen „E" ein Mädchenangesicht herab, er sah, ob-

wohl das Ganze nur mit Tinte gezeichnet war, die schönen, braunen Augen, die fein gebogene Nase und den blühenden Mund, immer ähnlicher wurden die Züge einem geliebten Wesen, und eh' er sich's selbst versah, hatte er statt „Erlauchte" — „Eva" hingeschrieben. „Eva!" las er jetzt selbst erschrocken, „das große „E" ist schuld, da mußt mir wohl die Eva einfallen, das stolze, schöne Mädchen, das ich ja liebe — ist's nicht so?! Heut hat sie mir Botschaft geschickt und will mich sprechen, sie habe mir Wichtiges zu sagen — es ist gerade das Geheimniß, das mich lockt und reizt! Wann werde ich zur Ruhe kommen?" .. und die Hände schmerzlich bewegt vor die Augen haltend, versank er wieder in sein Hinbrüten. Als er die Hände hinwegnahm, fiel sein erster Blick auf die Schreiberei. „Was würde nur die alte Herzogin sagen, wenn ihr aus dem großen „E" ein Mädchengesicht zunickte? und Herr Hieronymus Popplau! Ha, ha, das wär' eine Lust! Keine Tollheit, Ambrosius! ruhig Blut!" ermahnte er sich selbst und schnitt von dem Pergament das große „E" mit sammt dem Kopfe seiner Geliebten hinweg, um nun die Arbeit wieder von vorn anzufangen und ohne weitere Unterbrechung ziemlich rasch zu beendigen; denn der junge Mann war für die damalige Zeit ein gewandter Schreiber, der nicht nur im Malen hübscher Buchstaben, sondern auch im raschen Arbeiten Jeden übertraf; aber was noch mehr, der junge Stadtschreiber

war ein offener Kopf, seine Seele wiegte sich in hohen Entwürfen, und auch sein Herz hatte sich höher hinauf verstiegen, als es sich mit seiner Stellung vertrug. Folgen wir jetzt diesem unruhig klopfenden Herzen zn einer längst ersehnten Stunde.

Der Abend war bereits hereingesunken, und der „Dunkelstern", wie man damals nicht ohne Poesie den Abendstern nannte, glänzte bereits am dunklen Himmel. Bitsch, in seinen Mantel gehüllt, schritt hastig durch die engen, finstern Straßen. Es war das in jenen unruhigen Zeiten beinah' ein Wagniß und es gehörte persönlicher Muth dazu, aber ihn lockte ein süßes Frauenbild, und er fühlte, daß er noch andere Wagnisse zu bestehen haben würde, um zu ihrem Besitz zu gelangen, als im Dunkeln durch die Straßen zu wandern. Der Stadtschreiber stand jetzt plötzlich vor einem großen Hause still und blickte aufmerksam auf ein Eckfenster des ersten Stockes, das erleuchtet, freundlich in die nächtige Straße hinausblickte. „Endlich!" murmelte der junge Mann, als er einen am Fenster stehenden Blumenstrauß erblickte, und glitt nun leise am Hause hin, das ein großer, bis zur Stadtmauer sich ausdehnender Garten umfriedete. Der Garten selbst war mit einer hohen Mauer umgeben, und der junge Mann eilte an dieser hin, bis zu der Stelle, wo sich die Gartenmauer an die der Stadt anlehnte. Hier, von diesem abgelegenen, stillen Winkel aus, begann er sogleich die Mauer zu

erklimmen; ein Geschäft, das ihm nur wenig Schwierigkeiten bot, und das ihm rasch gelang. Eben so rasch ließ er sich an der andern Seite hinunter, um ohne Zögern auf thaufeuchtem Rasen zu einem dunklen Laubgange geräuschlos fortzuschleichen. Eine einfache Holzbank stand dort unter den Linden, und das scharfe Auge des jungen Mannes forschte trotz der Dunkelheit emsig nach dem Gegenstande seiner Liebe. Er wollte sich eben auf die Bank setzen, da stand plötzlich ein junges Mädchen vor ihm und flüsterte ihm zu: „sie kommt, wartet nur einen Augenblick." „Ah, Du bist's!" entgegnete Bitsch ebenso leise; „Du bist eine treue Seele, ich hab' Dir auch zum Dank 'was mitgebracht," und er zog aus der Tasche seines Mantels eine kleine Halskette von böhmischen Glasperlen hervor. Das Mädchen stieß einen halblauten Freudenschrei aus und trat mit der Kette in der Hand aus dem Laubgange heraus in's Freie, wo die dünne Sichel des Mondes ein schwaches Licht verbreitete, und die selbst im falben Mondlicht funkelnde Kette vor die Augen haltend, rief es entzückt: „das ist zu viel für mich arm' Mädchen." „Wenn Du unser treuer Hüter bleibst, gewiß nicht!" entgegnete Bitsch. „O, ich will schon," war die entschlossene Antwort, und die Kette verschwand hinter dem Brusttuche der glücklichen Wächterin.

In diesem Augenblick knarrte die Hofthür, eine dunkle, hohe Gestalt schritt langsam über den Kies-

weg, zuweilen hielt sie inne, als schwanke sie im letzten Augenblick noch und sei versucht, wieder umzukehren. Bitsch kam dieser Unentschlossenheit zu Hilfe und eilte Eva einige Schritte entgegen. „Du bist schon hier?“ rief das Mädchen erschrocken, und anstatt, wie es geträumt, sich vertrauungsvoll an seine Brust zu werfen, reichte es ihm nur die Hand. So ist ja ein Mädchenherz — stets spröde und ablehnend und das tiefste und herrlichste Wogen des Herzens so lange verbergend, bis der Geliebte von dieser Kälte angefröstelt an der Wärme und Innigkeit ihrer Empfindung zweifelt. Auch der Stadtschreiber benahm sich nicht wie ein zärtlich Liebender, so oft sein Herz heftiger zu schlagen begann, von der Kühle und Ruhe Eva's wurden doch all' seine Gefühle gedämpft. Selbst heut war das Wiedersehen der Liebenden von aller Ueberschwänglichkeit frei, erst wenn Beide sich in stolze Träume verloren, die Zukunft golden ausmalten, dann wurden sie wärmer, dann leuchteten ihre Augen, und ein Funke echter Liebe schien von Herz zu Herz zu zucken. Bitsch, der heute lebhafter als je an Eva gedacht, wurde durch diesen kühlen Empfang um so empfindlicher berührt. „Schon?!“ wiederholte er bitter, „so lohnst du meine Ungeduld?“

„Zürne nicht,“ entgegnete Eva, „heut nicht — wo unsrer Liebe eine so große Gefahr droht.“

„Gefahr?“ frug der Stadtschreiber aufmerksam werdend, „was haben wir zu fürchten? wohl zürnt

mir Dein Vater zuweilen, weil ich ihm entgegentreten muß, wo es das Wohl der Stadt gilt, aber wenn ich einst frei und offen um Dich werb', dann denk' ich, wird er mir Deine Hand nicht weigern können," setzte er mit großem Selbstbewußtsein hinzu.

„Und wenn er es dennoch könnte?" entgegnete Eva rasch, deren Stolz sich ebenfalls zu regen begann. Der junge Mann schüttelte den Kopf: „Sei ohne Sorge! ich werde schon eine Stunde wählen, wo er nicht „nein" sagen kann," und ein sonderbares Lächeln spielte um seine Lippen.

„Bist Du so sicher?" frug Eva scharf, da brach plötzlich ein wärmeres Gefühl mächtig durch, und sich inniger an den Geliebten anlehnend, sagte sie: „Ambrosius, liebst Du mich?"

„Zweifelst Du noch?" frug Bitsch zurück; „ring ich nicht um Deinetwillen nach einem großen Ziel?" fuhr er lebhaft fort, „Damit Du einst hoch geehrt seiest in der Welt."

Eva richtete sich höher auf, ihre Augen blitzten, solche Rede schmeichelte ihrem Stolze. „Ja Ambrosius," entgegnete sie lebhaft, „Du darfst nicht hier bleiben, um ewig ein ohnmächtig Stadtschreiberlein zu spielen, Du mußt hinaus — an den Kaiserhof, der Vater hat es auch schon gesagt."

„Und wenn ich nun doch hier bleiben wollt", bemerkte Bitsch, „was soll ich da außen? ich will meiner Vaterstadt dienen, das stell' ich höher!"

„Aber was kannst Du dann werden? — einmal Bürgermeister, wenn der Vater abdankt! und was ist das für ein bischen Ehr'? die paar Bürgersleut' zusammenhalten! nein, Du mußt fort, Ambrosius! dann kannst Du ein Tüchtiges werden!"

Der Stadtschreiber senkte nachdenklich den Kopf in die Hand und sagte nach einer Weile: „Ich will Dir von einem Mann erzählen, Francesco Sforza wird er genannt, das ist der Erzwinger, der ist in Italien ein Herzog worden, und sein Vater war eines Bauern Sohn."

„In Italien — ja dort! die Leute haben rascher Blut in den Adern, aber Du denkst doch nicht, auch ein Herzog zu werden?" fügte Eva erstaunt hinzu.

Bitsch schüttelte den Kopf. „Was ich werden will? weiß ich's denn selbst? sieh', mir geht es wie dem jungen Adler, der sinnt und brütet in seinem Nest und läßt die Wolken an sich vorüberziehen, zu denen er einmal hinaufzufliegen gedenkt, vielleicht zerschellt er vorher seinen Kopf an einem Felsen, aber er wollte hoch hinaus — das bleibt sein Trost!" ...

Eva hatte diese stolze, durch das Lesen der Ritterbücher geweckte Sprache gern, und sie entgegnete lebhaft: „Wie will ich mich freuen, wenn Du 'was Großes wirst, 'was Größeres als der Truchseß, der" — sie stockte.

„Nun, Eva?" frug Bitsch erwartungsvoll, und das Mädchen, von lebhafteren Empfindungen überwältigt,

lehnte sich an seine Brust und flüsterte: „Mir lastet's schwer auf dem Herzen: das eben kann ich Dir sagen, der Truchseß hat um mich worben, und mein Vater" — wieder hielt sie inne, als könne sie die verhaßte Nachricht nicht vollenden.

Der Stadtschreiber achtete nicht auf das wärmere Gefühl, das so sichtlich aus dem sonst so starren Herzen Eva's hervorbrach, und er entgegnete kühl: „Ah, Das ist ein hohes Glück!"

„Ambrosius, sprich nicht so! sag' daß Du mich liebst, und der Truchseß soll immer werben und der Vater drohen, sie werden Nichts über mich vermögen," erwiderte das Mädchen mit größerer Innigkeit als je.

„Eva, Du bist stolz! Du wirst mich aufgeben, mich vergessen" . . .

„Nein, Ambrosius, ich gelob' Dir Treue, ich schwöre Dir bei Allem" —

In diesem Augenblick gab die kleine Ursula, die während dieser Zeit mit größter Aufmerksamkeit vor dem Laubgange Wacht gehalten, ein warnendes Zeichen und flüsterte den Liebenden zu: „Barbara!"

„Es ist die Base", rief Eva erschrocken und wollte rasch hinweg. „Schwöre mir", drängte Bitsch und suchte Eva zurückzuhalten, diese jedoch nahm die unvermuthete Störung wie eine Warnungsstimme, und nur von dem Gedanken getrieben, daß die Base sie nicht überraschen möge, schlüpfte sie hinweg und flüsterte beim Scheiden: „Ich liebe Dich—leb' wohl—ewig!"..

Wohl sollte sich das „ewig" nur auf „ich liebe Dich" beziehen, aber für Bitsch, der in seiner Weise so gern Kleinigkeiten deutete, klang gleichsam ein Abschiedsgruß für immer daraus. Er blieb in finsteres Sinnen versunken stehen, denn er wagte sich nicht zu entfernen, da ihn sein festerer Tritt am ehesten verrathen konnte, und glaubte sich in dem dunklen Laubgange vor jeder Entdeckung gesichert.

Eine lange, hagere Frauengestalt, mit einem Windlicht in der Hand, schleppte sich langsam näher und blieb endlich keuchend vor Ursula stehen, die sich auf ein Beet niedergebückt und emsig Etwas zu pflücken schien. Es war wirklich Base Barbara, die Schwester des Bürgermeisters, sie leuchtete der auf der Erde knieenden Gestalt in's Gesicht und rief verwundert: „Urschel, Du bist's, was machst Du hier?" frug die Base, nachdem sie, von dem anstrengenden Gange erschöpft, noch einmal tief Athem geholt hatte.

„Ich soll der Köchin Salbeiblätter für den morgigen Braten bringen", war die Antwort. „Unsinn! hier im Finstern! da ist morgen noch Zeit!" keifte die Alte. „Es ist ja Mondschein", entgegnete das junge Mädchen und zeigte auf die schwache Sichel des im Untergehen begriffenen Mondes, die freilich nur ein höchst zweifelhaftes Licht verbreitete. Die etwas blöden Augen der Alten suchten den Mond, konnten ihn aber nicht finden. „Lüge nicht erst und treib' Dich nicht länger hier herum!" befahl die Alte mit ihrer schnei-

denden, beinahe kreischenden Stimme. Ursula wollte sich schon entfernen. „Doch wart' ein wenig", fuhr die Base fort, „ich bin ganz matt und will mich nur einen Augenblick auf die Bank dort setzen," und sie wollte in den Laubengang hineintreten. Die kluge Ursula, die den jungen Mann nicht hatte fortgehen hören, rief sogleich entschlossen: es ist ja dunkel, und es kriechen dort immer Schlangen und Blindschleichen herum. Die alte Frau kannte entweder keine Furcht, oder das Bedürfniß nach Ruhe überwand dieselbe, sie hinkte in den Laubgang hinein, und das Windlicht so hoch haltend, daß es die Blätter der Bäume streifte, wollte sie sich eben auf die Bank niederlassen, da sah sie eine dunkle Gestalt durch den andern Ausgang schlüpfen, sie hörte noch flüchtige Tritte und rief zum Tode erschrocken: „Diebe, Diebe! Urschel, halt ihn auf!" „Was giebt's denn?" rief diese ganz unbefangen und eilte herbei. „Hast Du Nichts gehört?" keuchte die Base hervor, „das war ein Dieb. Hörst Du! jetzt klettert er über die Mauer."

„Ich höre Nichts, es wird eine Blindschleiche gewesen sein, die durch das Laub raschelt", beschwichtigte Ursula. „Nein, nein! ein Dieb!" jammerte die Base. „Herr Gott, selbst den Garten des Bürgermeisters läßt man nicht in Frieden!" Das Licht war ihr vor Schreck aus der Hand gefallen und jetzt am Boden dem Verlöschen nahe. „Heb' es auf!" befahl sie und nahm es dann Ursula aus der Hand. Plötz-

lich schien ihr ein anderer Gedanke zu kommen; sie leuchtete noch einmal dem Mädchen in's Gesicht, das dabei kaum ein schelmisches Lächeln unterdrücken konnte, und begann streng ermahnend: „oder solltest Du etwa?!" Der angefangene Satz verlief sich in ein unverständliches Murmeln, aus dem das Mädchen nur etwas wie „nichtswürdige Blindschleichen" heraushörte, und nach ihrer Gewohnheit leise vor sich hin sprechend, humpelte die Base in's Haus zurück.

Ursula folgte der Alten, „oder solltest Du etwa?" wiederholte sie, „dürft' ich denn keinen Geliebten haben?" Sie zog wieder das Perlenhalsband hervor, aber es war zu finster, um noch die Perlen glitzern zu sehen.

„Schade nur, daß ich es nicht tragen darf", fuhr sie seufzend fort, „aber für was dien' ich bei einem Bürgermeister, er muß mich sie tragen lassen, und dann sollen die Leute Augen machen!" sie blickte jubelnd noch einmal zurück; die Sichel des Mondes war am Horizont verschwunden und über dem stillen Garten lag jetzt völlige Nacht. . .

Zweites Kapitel.

Das alte Piastenschloß zu Liegnitz überragte an Größe und Umfang fast alle übrigen Schlösser Schlesiens und gab am besten Kunde von der Macht und dem Reichthume seiner früheren Besitzer. In einem langgestreckten Viereck dehnte sich das Gebäude so weit aus, daß kaum der schärfste Pfeil von dem einen Ende zum andern reichen wollte, und darum war auch der Hofraum so bedeutend, daß eine stattliche Mannschaft sich darin tummeln konnte. Auf einem Hügel erbaut, an allen vier Ecken mit mächtigen Thürmen geschützt, blickte der alte Piastensitz stolz und fast drohend über die Stadt, als wolle er zeigen, daß hier nur Eines herrschen könne.

Es giebt in unserm deutschen Vaterlande Orte, die förmlich dazu bestimmt zu sein scheinen, daß auf ihnen die Würfel des Krieges häufiger fallen, als irgendwo, und sich dort die Geschicke ganzer Länder entscheiden sollen; da ist zuerst die große Ebene Sachsens — aber auch das alte liegnitzer Piastenschloß

hat oft hinabgestarrt in die vor ihm ausgebreitete Ebene und auf den Kriegslärm gehorcht, der bis zu ihm hinaufbrauste. An seinen Mauern hatten sich die Tartaren einst die harten Schädel eingerannt, nachdem der edle Herzog Heinrich auf der Wahlstatt verbluten müssen, und die wilden Hussiten waren vergeblich den Schloßberg hinaufgestürmt, racheschnaubend, weil Herzog Ludwig von Liegnitz ein Zuschauer der Verbrennung Hussens gewesen. So mancher Kriegslärm war an diesen nun schon ergrauten Mauern vorübergebraust, und noch wankte kein Stein, noch boten sie Schirm und Schutz den nachwachsenden Geschlechtern, und die kommenden Jahrhunderte sollten neue Stürme, neue Kämpfe bringen. Hier siegten in dem dreißigjährigen Mordgewühl die Sachsen unter Arnheim über die Kaiserlichen, hier schlug Friedrich der Einzige seine Feinde und brach sich von Neuem muthig Bahn; — hier zerzausten die Preußen zum erstenmal den Lorber jenes ruhmsüchtigen Welteroberers und lernten den Zauberspruch „vorwärts“, mit dem das Vaterland gerettet wurde. . . Und der alte Riesenbau, der allen feindlichen Angriffen getrotzt, sollte erst in in unsern Tagen, mitten im Frieden in Asche sinken . . . wunderliche Schicksale der Burgen und Schlösser!

Zu der hier geschilderten Zeit standen die Thürme noch unerschüttert — trotziger denn je — sie hatten unlängst den Sturm der Hussiten ausgehalten, und

mancher Pfeil, ja schon manche Kugel war um ihre Häupter geschwirrt, und nun stand der alte Bau wieder ruhig dort und blickte ernst und finster in das Land. Was hatten diese Mauern nicht Alles zu erzählen! Dort in dem Mittelthurm hatte die fromme Hedwig ein düstres Leben hingeträumt, hier in dem Eckzimmer hatte der wilde Boleslaus nach langem Fasten seine dreizehn Hühnlein gegessen und war daran selig verstorben.

Wilde, stürmische Tage waren nicht nur um die Mauern gebraust, auch in ihnen hatte ein rohes, wildes Geschlecht das Leben durchtobt und unter Halloh und Becherklang die Nächte durchschwärmt, um die Tage zu verschlafen, so daß noch ein Sprößling dieser Zeit, der edle Hans von Schweinichen, in seinem treuherzig und gewissenhaft geführten Tagebuche eine unendliche Menge starker Räusche vermerken mußte.

Jetzt war es still im alten Piastensitz, denn Herzogin Elisabeth war eine kranke Frau geworden und liebte nicht mehr den Lärm und die unruhigen Gelage. Wer zechen wollte, mußte sich in die Keller setzen und war dann freilich an einem Orte, wo es schwer hält, wieder herauszukommen. Deshalb ist nicht gesagt, daß nun im herzoglichen Schloß nicht mehr getrunken wurde, denn die beiden Männer, die dort in frühester Morgenstunde im großen Empfangssaale sitzen, würden solche Behauptung Lügen strafen.

Zwei mächtige Becher stehen vor ihnen und die rothen Gesichter, die funkelnden Nasen verriethen allein, daß die weinglühenden Männer dem Becher auf den Grund gekommen.

Der Eine der Zecher, ein angehender Vierziger, mit einem vollen, frischen Gesicht, aus dem ein paar kleine, graue Augen mit einer gewissen Schlauheit hervorblitzten, hätte eine recht stattliche, ritterliche Erscheinung abgeben können, wenn ihn nicht ein entschiedener Anlauf zur Wohlbeleibtheit zu einem Manne des Friedens und der Feder gestempelt hätte. Es ist der herzogliche Truchseß, der edle von Zedlitz, ein Mann, der, wie sein Amt erfordert, in Küche und Keller Bescheid weiß, und der sich nur aus übergroßem Diensteifer eine etwas rothe Nase angetrunken. Er hat dafür zu sorgen, daß stets der beste Wein auf die herzogliche Tafel kommt und das kann doch nur, wer gewissenhaft jedes Fäßlein probt. Eine saure Arbeit, wenn der Wein nicht stets vortrefflich wäre!

Der andere Trinker ist ein kleiner, magerer Mann von unbestimmtem Alter. Bald erscheint uns das Gesicht nur, wie das eines Kindes, bald wie das eines abgelebten Greises — das welke Antlitz sieht oft so müde und traurig aus, dann blitzt es wieder merkwürdig auf, die kleinen, tiefliegenden Augen funkeln und um den fortwährend beweglichen Mund spielt Spott und Hohn. Sein Gesicht, sein Leben

scheint eine einzige Grimasse zu sein, bei der es unmöglich ist, zu entdecken, wo die Lüge aufhört und die Wahrheit beginnt. Er brauchte keine Schellenkappe zu tragen und wir würden doch wissen, daß der kleine Herr, der lustige Rath Herzogin Elisabeths und wie sein Freund, der Truchseß, über das klägliche Siechthum der Herzogin betrübt, im Weinkruge Trost zu finden hofft.

Noch ist Jemand in dem Saal, ein junges Mädchen, das in einen reichen Pelz gehüllt, langsam auf- und niederwandert, von Zeit zu Zeit aber durch übermüthige Schelmerei den Narren aus seiner weintrunkenen Schwermuth aufrüttelt. Es ist dies ein reiches, polnisches Edelfräulein, Jagula Pac, das in frühester Kindheit an den liegnitzer Hof gekommen und mit Hedwig, der Tochter Herzogin Elisabeths, als Jugendgespiel aufgewachsen.

Jagula stellte sich jetzt hinter den Stuhl des lustigen Rathes und sagte neckend: „Puh, wie ist das langweilig hier, nachher muß ich mit der Kranken wieder Karten spielen und jetzt, wo ich etwas Lust und Spaß hören will, sitzt Ihr dort, wie Mönche, die ihr Brevier vergessen haben."

„Es ist eine traurige Zeit, seitdem uns Elisabeth vorgeschrieben, wie viel wir täglich trinken müssen; nicht einmal sparen dürfen wir, um am nächsten Tag wenigstens einen ordentlichen Zug zu thun", klagte der lustige Rath und blickte unsäglich traurig zu Ja-

gula hinauf. Diese lachte: „Das ist dein altes Lied, du willst nur am Morgen schon trunken sein, weil dein hohler Kopf uns keine Kurzweil mehr schaffen kann.“

„Ach was Kurzweil!“ brummte der lustige Rath, „nehmt einen Mann, da habt Ihr Kurzweil genug — da, sieh dir einmal den Truchseß an, gefällt er dir nicht?“

Zedlitz erröthete, wie ein junges Mädchen, strich wohlgefällig seinen strohgelben Bart, er wollte schon den Becher vom Munde absetzen und auch ein Wort mit drein reden, aber Jagula entgegnete rasch: „Geh' mir mit solchem Spaß, ich mag keinen Mann!“

Der lustige Rath trommelte statt aller Antwort auf den Tisch, schwieg eine Weile und begann plötzlich: „Es war einmal ein Bürger, der hatt' drei Töchter, die alle drei waren zu ersehen in dem schweren Orden der heiligen Ehe und wußt' der Vater doch nit, welche er zum ersten versorgen sollt', da sie alle drei Werber hatten. Er berief sie zusammen und sagt': ich will euch allen dreien Wasser geben, Ihr sollt Euch die Händ' mit einander waschen und sollen sie an kein Tuch trocknen, sondern selber lassen trucken werden, und welcher ihre Händ' zuerst trucken werden, der will ich zum ersten einen Mann geben. Der Vater goß ihn' allen drei Wasser über die Hand, da wuschen sie ihre Händ' und ließen sie von ihnen selber trucken werden. Aber das jüngste Töchterlein, das

weht stets mit den Händen hin und her und sprach: Ich will keinen Mann, ich will keinen Mann! Und von demselben Wehen wurden ihm seine Händ' zum ersten trucken und ward ihm zum ersten ein Mann und mußten die Aeltesten noch mehr warten."

Der Truchseß lachte so herzhaft, daß er sich die Thränen aus den Augen wischen und endlich die Seiten halten mußte. „Das war eine prächtige Antwort", rief er jubelnd, „heut bekommst du noch einen Becher und sollt' ich mir ihn selbst vom Munde abdarben."

„O, du häßlicher Grasaff'", rief das Fräulein, „wenn ich anfang' die Hände zu schwenken, fliegen sie dir um den Kopf", und es breitete die Arme aus, daß sich der lustige Rath furchtsam niederduckte. „Laßt's gut sein", entgegnete der Narr, „Ihr werdet das Schwenken schon noch lernen und mein Kopf ist kein Handtuch, daß du dich daran abtrocknen kannst."

Jagula's Zorn war nicht ernst gemeint, sie stimmte jetzt lustig in das Gelächter mit ein und sagte dann: „aber nun müßt Ihr was erzählen, Truchseß, Ihr war't so weit herum in den Landen, Ihr müßt' viel wissen, kramt wieder eine Eurer hübschen Lügen aus, ich hör' sie gern."

„Wenn Ihr sie Lügen schimpft, meine Geschichten," erwiderte der Truchseß mit komischer Entrüstung, „da wird nichts daraus, 'was ich aber heut erzählen will, ist die reinste Wahrheit, und wer's nicht glauben will,

dem ist nicht mehr zu helfen, der glaubt einem Bußprediger auch nicht und wär's selbst dem großen Capistran."

Der Narr schnitt ein Gesicht. „Du bist freilich ein ungeschliffener Tölpel!" fuhr der Truchseß fort, „was ich dir auch sag', mit einem Ohr hörst du's, zum andern geht es wieder heraus!"

„Ich werde eins zuhalten, saget nur fort!" entgegnete der lustige Rath und machte dabei eine so närrische Geberde, daß sowohl Jagula wie der Truchseß von Neuem in ein Gelächter ausbrachen.

Der Truchseß begann: „Ich war als jung Büblein ausritten mit dem abgedankten König Wenzel in den Böhmer Wald; da kommen wir an einem tiefen Wasser vorbei, ich seh' eine Reuse drin liegen und heiß meinen Knecht hineinreiten, sie herausholen. Wird der Mann verschlungen mit sammt dem Pferd und es war ein prächtig Rößlein, das mir vierzig Silberheller kostete. Am andern Morgen reiten wir wieder dort vorbei und sieh, der gewaltige Fisch hat sich in den Sand gewickelt und schläft seinen Nachmittagschlummer."

„War's nicht früh?" frug Jagula.

„Die Fische essen schon am Morgen zu Mittag," bemerkte der lustige Rath.

Zedlitz ließ sich nicht weiter stören, sondern fuhr in seiner Erzählung fort: „Wir schossen den Fisch todt und schnitten ihn auf, da saß mein Diener noch

auf dem Pferde, wie er hineingesprengt, und kam wieder heraus mit dem Rößlein unversehrt, deß hat sich König Wenzel baß verwundert."

„Nur König Wenzel? wir wundern uns auch!" spottete Jagula.

Der Narr senkte nachdenklich den Kopf und schwieg. Nach einer Weile begann er: „Ich will's glauben, es trägt sich selsam' Ding in der Welt zu." Der Truchseß blickte Jagula triumphirend an und schlürfte jetzt mit größerem Behagen den Rest seines Bechers. „Ja, seltsame Dinge", wiederholte der lustige Rath. „Ich hab' gesehen eine Bratpfanne schmieden, die war so groß, daß dreihundert Schmiede d'ran arbeiteten und saßen so weit von einander, daß keiner des andern Schlag hören konnte."

„Was wollt' man aber mit einer solch' großen Pfanne machen?" frug der Truchseß neugierig und äußerst lebhaft.

„Der Fisch, davon Ihr gesagt, sollte drin gekocht werden", entgegnete der Narr ruhig.

Jetzt war die Reihe zu lachen an Jagula, während der Truchseß zur Erde blickte und verlegen an seinem Barte zupfte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und die kranke Herzogin Elisabeth, auf den Arm ihrer Tochter gestützt, trat in den Saal. Sie hatte noch das lustige Lachen gehört und fragte nach der Ursache. Jagula erzählte und über das blasse Antlitz der Kran-

ken flog ein Lächeln. „Laßt's Euch nicht verdrießen, Zedlitz", wandte sie sich an den Truchseß, „solch' albernem Menschen muß man nichts erzählen!" und der Truchseß fühlte wohl den gutmüthigen Spott in diesem Trost.

„Es verdirbt viel Weisheit unter eines armen Mannes Rock", seufzte der lustige Rath, „was ist das für ein traurig Leben hier, Alles läßt den Kopf hängen, auch du, Elisabeth! ich wünscht' mein guter Ludwig lebt' noch und ich könnt' mit ihm nach Costnitz reiten und wieder eine Gans braten sehen. Hei! und wie war das lustig, als Kaiser Sigismund zu uns zum Besuch kam. „Im Jahre 14 im Oktober" schaltete die Herzogin mit Befriedigung ein. „Hast Recht!" sagte der lustige Rath, „und wie dein Mann will ein groß Banket geben und der Kaiser verbietet meinem guten Herrn bei schwerer Strafe, Holz zum Banket zu verkaufen." — Weil der Kaiser meinem sel'gen Gemahl Freund war und die große Verunkostung hindern wollt'", bemerkte wieder Elisabeth. „Aber der Ludwig war nicht auf den Kopf gefallen" — plauderte der Narr weiter — „Umgang mit klugen Leuten thut schon was! und wie er da ein paar Fuder Nüsse auf dem Markt erblickt, sagt' er gleich, seht was für prächtig Brennholz! Die Nüsse wurden kauft und dabei die Speisen auf dem Markt gekocht und gebraten."

„Und der Kaiser und die andern All' haben ver-

sichert, niemalen besser gespeist zu haben", ergänzte die Herzogin rasch, wie neubelebt von den alten Erinnerungen. „Ja, das war eine schöne, lustige Zeit, sie kommt nicht wieder!" und wie von der auf sie einstürmenden Vergangenheit überwältigt, schwankte sie nachdenklich auf den großen, am Fenster stehenden Lehnstuhl zu und ließ sich darin nieder. Sie blickte jetzt hinaus in den Sonnenschein, der glänzend auf den alten Holzdächern der Stadt lag und drüber hinaus die weite schöne Landschaft vergoldete. „Es war in den Zeiten, da der Winter zu Ende ging und daß im Wettstreit der Vögel Chor anfing, zu singen seine Lieder, da der März entschwunden", heißt es im Gudrun-Liede, und darum begann es schon um das alte Piastenschloß mählich zu grünen und die ganze Natur in ein freundlich Kleid einzuhüllen. — Herzogin Elisabeth mußte einst sehr schön gewesen sein, denn noch jetzt, da sie von Alter und Krankheit gebeugt dort saß, ruhte ein eigener Glanz über dem feinen, ausdrucksvollen Gesicht. Die halb erloschenen Augen leuchteten von Zeit zu Zeit wunderbar auf und zeigten ein paar große, dunkle Sterne, die zu herrschen, zu befehlen gewohnt waren. Das noch immer glänzend braune Haar, in das selbst Alter und Sorge kein Silber zu streuen vermocht, gab dem blassen Antlitz einen Hauch von Frische, der, verbunden mit dem Ausdruck höchster Anmuth und Adels über dasselbe jene „Schönheit des Alters" verbreitete, die

uns unwillkürlich Verehrung und Bewunderung abzwingt. Zu ihren Füßen auf einem reichgestickten Schemel, hatte ihre Tochter Platz genommen, deren vollblühende Schönheit nur dazu da schien, um zu erzählen, welche Reize bei der Kranken abgeblüht. Es war dasselbe edle, stolze Antlitz, dieselbe hohe, gebieterische Gestalt, dieselben funkelnden Augen, nur das Haar war noch dunkler, beinah glänzend schwarz, aber der ganzen Erscheinung fehlte jene Milde und Anmuth, mit der die alte, kranke Frau jedes Herz zu fesseln wußte; vielmehr zuckten um diese blühenden Lippen Stolz und Hochmuth, eine strenge Kälte lag in ihrem Wesen, das sie so viel älter machte, als das Gegentheil davon die Kranke verjüngte.

Jagula beugte sich wieder zum lustigen Rath und flüsterte ihm zu: „du hättest auch von ihrem ersten Eh'gemahl schweigen können! du weißt, das macht sie immer traurig."

„Glaub's schon, solcher Rath nachher ist auch Gold werth," entgegnete der Narr, „sie hat sich sonst immer gefreut, wenn ich die Geschichte vorgebracht hab'. 's ist heut ein Unglückstag, denn ich bin schon mit meinem Wein fertig."

„Du bekommst ja vom Truchseß noch einen Becher," bemerkte Jagula.

„Der ist in die große Pfanne gefallen," spottete Zedlitz.

„Ich strafe mein Weib mit guten Worten, sagte

der Bauer, da warf er ihr ein Meßbuch an den Hals und ihr werft mir gar den Wein weg, den ihr noch nicht eingeschenkt habt," entgegnete der Narr. Jagula kicherte und auch der Truchseß mußte lachen. Elisabeth aber achtete jetzt auf ihre Umgebung nicht, sie hatte sich, trotz der schon wärmeren Jahreszeit, von Hedwig tiefer in ihre Pelze einhüllen lassen und starrte noch immer, in Träumen verloren, hinaus. Endlich richtete sie sich auf und halb für sich begann sie seufzend: „Wie lange werd' ich's noch schauen, mein Herzogthum? und ich hab' es doch gar lieb und mich abgesorget dafür in den vergangenen schweren Tagen!"

„Das hast du redlich," entgegnete die junge Frau, und indem sie von ihrem Schemel aufstand und die Kranke umarmte, sagte sie zärtlich: „aber du sollst wieder gesund werden und noch lange dein tüchtig Regiment führen."

„Kind, Kind! sieh' nur die Hände an, wie sie zittern und welk sind," und sie erhob aus dem schönen Sammetüberwurf die rechte Hand, ließ sie jedoch augenblicklich vor Schwäche wieder auf die Lehne des Stuhles fallen, „Diese schwachen Hände halten nicht mehr die Ordnung aufrecht, da hatt' ich in gesunden Tagen mit dem wilden Volk zu thun; — jetzt möcht' ich gern in Frieden in die Grube fahren, und es ist gut, daß du gekommen und allein gekommen —" die Kranke hielt erschöpft inne und auf einen Seiten-

tisch zeigend, auf dem eine Flasche mit einem silbernen Becher aufgestellt war, wandte sie sich mit der Bitte an den Truchseß: „bringt mir einen Becher, das wird gut thun!“

„Mir noch besser!“ rief sogleich der lustige Rath.

Noch ehe der Truchseß den Befehl ausführen konnte, war Hedwig ihm schon zuvorgekommen und reichte ihrer Mutter den Becher.

Es waren damals noch einfache Zeiten, man umgab sich zwar bei öffentlichen Schaugeprängen mit fürstlichem Glanz und mit zahlreich betreßten Dienern; aber das Leben des Hauses war doch ein schlichtes, ohne alles Formenwesen, ohne jenen Ballast, der Personen des höchsten Ranges einschnürt und aus dem Bereich der übrigen Menschheit entrückt. Der Zimmerschmuck in jenen Tagen war weit entfernt von Pracht und Feinheit, selbst eine Herzogin sah aus gelblichen, kleinen Fensterscheiben hinaus auf ihr Land, wie sie jetzt der Aermste verschmäht, sie prüfte ihren Anzug in einem unbequemen Metallspiegel und außer großen, eichenen, verschnörkelten Stühlen und hohen, gewaltigen Schränken, in denen das schwere Silberzeug prunkte, außer bunten Teppichen und vielleicht von eigner hoher Hand gestickten Tapeten, gab es nichts, was in jene kleinen Zimmer einiges Behagen hätte bringen können. Jene gute alte Zeit erging sich in andern, geräuschvolleren Genüssen, sie kannte nicht den Frieden des Hauses, kannte nicht jenen Zau-

der, der darin liegt, sich ein trautes Heimwesen zu gründen; die Menschen von damals und gerade die Höchstgestellten, lebten draußen in der Welt, führten ein Straßenleben — Fehde, Turniere, Jagd — das nahm die volle Zeit und die ganze Kraft in Anspruch. Jedes Haus wurde gern eine Burg, jede Burg eine unangreifbare Festung und das Prunkgemach in all' den Fürsten- und Ritterhäusern war die Rüstkammer — da blitzte und funkelte es, wenn auch nicht von Golde, doch von blankem Stahl! Morgensterne und Damascenerklingen, die man seit den Kreuzzügen schätzen gelernt, Wurfspieße und Armbrüste warteten auf wehrhafte Männer und auf eine rechte Fehde, um verheerend durch das Land zu brausen. Das war keine Zeit für sanfte Frauenhand, und doch hatte die jetzt kranke Frau Elisabeth, die Wittib Ludwig II. von Liegnitz, und Tochter Friedrich I. von Brandenburg, wie sie sich mit Recht rühmte, ein tüchtig Regiment geführt und nach Möglichkeit ihr Herzogthum von all' dem wilden Aufruhr, der durch die schlesischen Lande toste, verschont gehalten. Die leider jetzt so hinfällige und einst so muthige Frau hatte ihre Regierung in einer hart bedrängten Zeit angetreten. Kaiser Albrecht, der zugleich König von Böhmen und Schlesien, war gestorben; seinen ihm nach dem Tode geborenen Sohn wollten die Böhmen nicht als König haben, weil ein Kind für jene Zeit nichts taugte, die wie eine wilde, schäumende See an die Felsenufer des Bestehenden brauste und Alles zu ver-

nichten drohte. Wohl hatten die Schlesier der Wittwe des Kaisers gehuldigt und darum manchen Einfall der Polen erlitten, die das Schlesierland gern an sich gerissen hätten; aber auch die Kaiserwittwe starb und jetzt, mit dem gänzlichen Mangel eines Oberlehnsherrn brach völlige Anarchie aus. Ihr nach Schlesien geschickter Feldhauptmann Assenheimer wurde zum Räuber und zog, im Bunde von Herzogen und Gesindel, plündernd im Lande umher. Die Ritter stürzten sich von ihren Burgen aus wie Falken auf friedliche Reisende, beraubten sie bis auf's Hemd und erschlugen sie wohl gar. Und für all' dies Kochen und Schäumen der Elemente nur eine zarte Frauenhand! Aber diese Hand war dennoch stark genug gewesen, Ruhe in das geängstigte Land zu bringen und manche Raubburg zu brechen, denn in Elisabeth rollte wie erwähnt, echtes Hohenzollernblut, das erst im Unglück, unter dem Druck der Zeit, die ganze Kraft entfaltet. Sie war eine stille, sanfte Frau gewesen und Niemand hatte sich einer solch' männlichen Regierung bei ihr versehen. Wohl hatte sie nichts von ihrem ruhigen Wesen eingebüßt; aber so geräuschlos sie auch ihre Befehle gab, man gehorchte ihr doch, denn jede Unterlassung, jeden Fehl rügte die sanfte Frau auf's Härteste.

Die Kranke trank in langsamen Zügen den feurigen Wein und davon belebt, begann sie wieder: „Ich möchte gern noch länger leben, um dein Erbe

mehr zu befestigen, denn mir däucht, du wirst einen harten Strauß durchzukämpfen haben.“

„Das ist nicht möglich!“ fuhr die junge Frau beinahe heftig auf und eine Flammenröthe ergoß sich über ihr Antlitz. „Niemand wird es wagen, unser gerechtes Erbe anzutasten!“

„Wir wollen's hoffen,“ entgegnete die Kranke ruhig, aber glaub' mir, es läßt sich über euer Erbfolgerecht streiten und das Volk wird alle Tage klüger und ist gern zu Unruhen und zum Wechsel geneigt. Doch, sei ohne Sorge!“ setzte sie hinzu: „mein Bruder Friedrich wird dich schon schützen, sie heißen ihn dort in der Mark nicht umsonst den mit den eisernen Zähnen.“

„Pah, das Volk!“ entgegnete Hedwig und ihre stolzen Lippen kräuselten sich kaum verächtlich: „mein Gemahl wird das Volk finden, du hast ihnen der Privilegien nur zu viele gegeben, sie sollen bei uns keine neuen dazu fuchsschwänzen.“

„Aber erkaufen!“ erwiederte die Mutter. „Kind, Kind! du bist eine stolze Träumerin und denkst nicht, daß es mit uns bergab geht!“ Hedwig machte eine abwehrende Bewegung, als dürfe ein solch' freventlicher Gedanke gar nicht aufkommen, die Kranke fuhr aber ruhig fort: „doch Hedwig! Seitdem unser Ahn Boleslaus III. das Herzogthum der Krone Böhmen zu Lehen angetragen, ist's mit unsrer Herrschaft vorbei. Schon ist Breslau eine königliche Stadt und

Böhmen wird nicht eher ruhen, als bis der letzte Piastenherzog zu Grunde gegangen."

„Die Böhmen fürchten wir nicht, sie sind unter sich so uneins, wie wir Schlesier selbst," entgegnete Hedwig.

„Aber ihre Könige!" war Elisabeth's Antwort.

„Ladislaus das Kind! das von Kaiser Friedrich mehr gefangen, als unter Vormundschaft gehalten wird!" rief Hedwig spottend aus.

„Er wird nicht ewig Kind bleiben und dann —" antwortete Elisabeth und setzte nach einer Pause hinzu: „ich wünscht', ich könnt' um dich ohne Sorgen sein."

„Sei es nur, wir stützen uns auf unser gutes Recht und unser Häuflein wackre Reisige!"

— „Und dann die Städte!" begann die Herzogin von Neuem, „sie beneiden Breslau um seine Freiheit, ihre Herzoge sind ihnen zu lästig, sie wohnen ihnen zu nahe, und auch die Liegnitzer fangen an, den Kopf höher zu tragen."

„Deine Güte hat sie verwöhnt, du gewährst ihnen Alles, es giebt bald kein Recht mehr, das sie nicht besäßen," bemerkte Hedwig vorwurfsvoll.

„Weil sie's erkauft!" entgegnete Elisabeth. „Es ist ihnen nichts geschenkt worden!" fuhr sie mit einem kaum merklichen Lächeln fort, „frag dort den guten Zedlitz, wer uns das Geld gab, wenn wir in Noth steckten? — die Bürger! und dann mußte freilich wieder ein

Privileg das Weite suchen! ist's nicht so?“ wandte sie sich an den Truchseß, der das mit den Worten bestätigte: „ja sie haben immer Geld und strecken gierig die Hände nach neuen Pergamenten aus.“ — „In die ihr so gern wieder Löcher schneidet,“ setzte der Narr hinzu. In diesem Augenblick entstand draußen ein Geräusch. Zedlitz eilte hinaus, zu sehen was es gäbe, und kam mit der Nachricht zurück, daß der liegnitzer Rath in einer dringenden Sache die durchlauchtige Herzogin zu sprechen wünsche. Ein Nicken des Hauptes zeigte Elisabeth's Einwilligung. Sie ließ jetzt den Lehnstuhl mehr in die Mitte des Saales schieben und erwartete, ohne ihre gebückte Stellung zu verändern, den Rath.

Der Bürgermeister hatte, um diesem für ihn höchst unangenehmen Auftritt zu entgehen, sich krank melden lassen; der alte v. d. Heide war, wie zu erwarten stand, ebenfalls ausgeblieben, und der Altherr Kochenschreiber hatte zwar „ja, ja!“ gesagt, aber damit glaubte er auch alles gethan zu haben, und keine Macht wäre im Stande gewesen, ihn zu einem, trotz der glatten Treppe so halsbrechenden Gange zu bewegen; doch die Uebrigen waren gekommen und der Stadtschreiber hatte nicht versäumt, ihren Muth zu beleben. „Wohl angerennt ist halb gefochten,“ hatte er gemeint und die Durchkämpfung ihrer gerechten Sache als eine Nothwendigkeit dargestellt. Das war sie jetzt auch. Die Metzger hatten, nun sie die Stimme

des Rathes für sich wußten, nicht wenig Lärm geschlagen. Alle Zünfte waren entrüstet, denn was heute der einen Innung geschehn, konnte morgen der andern begegnen, und wo sollte das hinaus, wenn ihre Bankgerechtsame nicht mehr geachtet wurden. Bitsch, der ohnehin wegen seine Kenntnisse und seiner guten Herkunft bei den Bürgern in hohem Ansehen stand, war auf einmal der Mann des Tages, ihm allein hatten die Metzger die glückliche Wendung ihrer Sache zu verdanken, und mit lauten, weit schallenden Schlächterstimmen verkündeten sie seinen Ruhm.

Der Stadtschreiber, als Führer der kleinen Gesandtschaft, erschien zuerst; fest und sicher trat er in den Saal, und sein ganzes Benehmen zeigte, daß er mit diesen Räumen und Persönlichkeiten vertraut sein müsse. Ihm folgten die drei Rathsherren, zwar etwas befangen, aber doch mit jenem männlichen Stolze, der sich der Würde und Größe seines Amtes wohl bewußt. Die drei Metzger schlossen den Zug. Der würdige Aelteste folgte dem Rath einige Schritte in den Saal, während die beiden ehrlichen Mitmeister, Caspar Schröter und Johann Specht, die am vergangenen Tage auf dem Markte so wacker ihre Rechte vertheidigt hatten, an der Thür stehen blieben, als wollten sie sich auf alle Fälle den Rückzug sichern.

Bitsch verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Herzogin und wollte den Protest überreichen. „Was bringt

Ihr Gutes?" frug Elisabeth, und sich nur an den Stadtschreiber wendend, setzte sie freundlich hinzu: „Wir haben immer erwartet, daß Du deiner alten Spielgefährtin einen Besuch abstatten würdest?" und sie zeigte mit leichter Neigung des Kopfes auf ihre Tochter. Eine flüchtige Röthe überdeckte das Antlitz des jungen Mannes, er verneigte sich auch vor der herzoglichen Tochter, ohne seinen Platz zu verändern, und entgegnete, indem ein forschender Blick die junge Herzogin traf: „Ich glaube nicht, daß sich Frau Herzogin Hedwig meiner noch erinnern wird." „Warum sollte ich nicht?" entgegnete diese im herablassendsten Tone und damit gerade dem Freunde aus der Jugend die Kluft begreiflich machend, die sie jetzt von ihm schied. „Du warst ein freundlicher, guter Junge und immer dienstbereit."

Das blasse Antlitz des Stadtschreibers färbte sich etwas dunkler, dennoch entgegnete er ruhig: „Dienstbereit? das glaub' ich kaum! ich verstand nur mit Euch zu spielen!" Hedwig biß sich auf die Lippen und schwieg. Der lustige Rath sagte lachend: „Siehst Du, er hat's Antworten nicht verlernt, ja das Welschland, das löst vollends die Zunge, da sind die Fürsten —".

„Du warst ein freundlich Kind, das ich immer gern gesehen," begann die Kranke, um das lästige Geschwätz des Narren zu unterbrechen, „aber wie ernst bist Du geworden?" und ihre Augen ruhten

mit fast mütterlicher Zärtlichkeit auf dem jungen Manne, „wie blaß und schwermüthig siehst Du aus! fast wie dein Ohm, der arme Franz von Chila!“ setzte sie hinzu, und ihre noch so hellen, glänzenden Augen verschleierten sich in wehmüthiger Erinnerung. Sie neigte noch mehr das Haupt und versank in Schweigen. Wohl waren viele Jahre vorübergezogen seit dem Ereigniß, das sich an diesen Namen knüpfte, und doch schien Alles lebhaft vor ihrer Seele zu stehen, als geschehe das Fürchterliche erst in diesem Augenblick. Sie sah wieder einen blutjungen Menschen den Becher schwenken, sie hörte wieder seinen verzweifelten Ausruf: „Herzogin Elisabeth, Euch gilt der Becher, Euch liebte ich!“ und sie streckte unwillkührlich die Hände aus, den Unglücklichen von seinem jähen Fall zurückzuhalten. Der durch diese heftige Bewegung in ihren gichtgelähmten Händen verursachte Schmerz brachte sie zur Besinnung, und das Haupt schüttelnd, als könne sie damit alle dunklen Bilder der Vergangenheit verscheuchen, wandte sie sich von Neuem an die Rathsherren mit den Worten: „Was bringt mir der getreue Rath der Stadt?“

Der Stadtschreiber versuchte nochmals das Schreiben zu überreichen und sagte: „Wir haben darin unsere unterthänigste Bitte niedergelegt.“

„Wozu das Schreiben, wenn Ihr selbst kommt? sagt, was Ihr begehrt!“ entgegnete die Herzogin.

Die Rathsherren sahen sich verlegen an; was

dort wohlgesetzt in schönster Form auf dem Pergament stand, vermochte doch Keiner mündlich auszudrücken. Endlich richteten sich Aller Augen auf den Stadtschreiber, der allein in wohlgesetzter Rede Meister war und sie aus der Verlegenheit ziehen konnte.

„Erlauchte, hochgeborne Fürstin!" begann Bitsch nach einigem Zögern, „wir haben in diesem unserm Schreiben nur beklagen wollen, daß einem Manne aus Waldau ein Privileg ertheilt worden, auf dem Markte unsrer Stadt Fleisch verkaufen zu dürfen — ein Privileg, das die Rechte der löblichen Metzgerinnung arg verletzt, da wir doch die Fleischbänke für eine jährliche Rente von 90 Mark von der durchlauchtigen Frau zurückgekauft haben."

Die junge Herzogin zog verächtlich die Lippen und murmelte: „Eure Rechte! — der trotzige Bursche!" dann flüsterte sie mit Jagula weiter, die an ihre Seite getreten war, gleich beim Eintritt dem Stadtschreiber freundlich zugenickt und noch kein Auge von ihm verwandt hatte. Herzogin Elisabeth warf einen vorwurfsvollen Blick auf ihren Truchseß, der bisher, die Füße übereinander geschlagen, ruhig gesessen und die Rathsherren, einen nach dem andern, hochmüthig gemustert hatte. Er erhob sich augenblicklich, und dicht vor die Rathsherren tretend, sagte er im nachlässigsten Tone: „Was Ihr Leute doch wegen dieses Bettels für ein Aufhebens macht!"

„Es gilt unsre Rechte, da ist nichts Bettel!" ent-

gegnete Peter Rothe, sich zuerst ein Herz fassend, und das harte, finstere Gesicht des Weinherrn trat wie drohend dem Truchseß gegenüber. Dieser wich förmlich vor dem ernsten Mann einen Schritt zurück, und sich an die Metzger selbst wendend, frug er diese mit verstellter Freundlichkeit: „Wie lauten denn Eure Bankgerechtsame? nicht wahr? daß kein Mensch Fleischwaaren auf Euren Markt bringen darf, weder zu Fuß, noch zu Roß!“

„So ist es, edler Herr!“ entgegnete der Metzger-Aelteste.

Das Gesicht des Truchseß verzog sich zu einem hämischen Grinsen, als er antwortete: „Nun, der Metzger aus Waldau heißt Wolf und hat weder zu Pferde, noch zu Fuß, sondern mit einem Hunde seine Waaren hereingebracht!“

Die Metzger sahen sich verdutzt und verwundert an; die ehrwürdigen Rathsherren schüttelten ob dieses albernen Spaßes mißbilligend die Köpfe, nur Jagula kicherte heimlich vor sich hin, und über das stolze Antlitz der jungen Herzogin glitt ein spöttisches Lächeln, während die Kranke vor sich hinblickte, als wolle sie dieser ganzen Sache fern bleiben. Der Narr aber sagte halblaut: „Wenn der Fuchs die Gänse lehrt, so ist ihr Kragen sein Schulgeld.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ frug Peter Rothe zornglühend, „das ist wohl Euer Scherz?“

„Warum Scherz? merkt Ihr nicht, daß in solchem

Fall Eure Bankgerechtsame Nichts nützen?" war die Antwort des Truchseß.

„Niemand hat das Recht, Fleischwaaren in die Stadt zu schaffen!" ließ sich jetzt Jodocus Lindner vernehmen.

„Aber ich sag' Euch ja, in Euren Bankbriefen steht Nichts von Hunden, die können Waaren frei hereinschaffen!" Er wollte damit, als sei dies seine letzte Antwort, den Gegnern den Rücken kehren.

„So seid Ihr schon auf den Hund gekommen?" frug jetzt der Stadtschreiber trocken, der bisher schweigend dort gestanden hatte. Diese eine Frage mit ihrem ganzen, herben Spott gab plötzlich der Sache eine andere Wendung. Der Truchseß schwieg bestürzt eine Weile, und sein Antlitz, das so viel Behagen über seinen gelungenen Witz gezeigt, verzerrte sich, als ob er auf eine hohle Nuß gebissen. „Ich, ich!" stammelte er verlegen; da sah er die siegesfreudigen Gesichter der Rathsherren, die lachenden der Metzger, die ihre Kappen vor den Mund hielten, um nicht mit einem schallenden Gelächter loszubrechen, und er setzte zornig hinzu: „Was untersteht Ihr Euch?"

„Nur zu fragen, ob Ihr den guten Hund dazu gegeben oder den schlechten Einfall?" war des Stadtschreibers gelassene Antwort. Jetzt konnten sich die Metzger des Lachens nicht mehr enthalten, sie platzten heraus und lachten so kräftig, daß die Kranke davon, so wie vielleicht von dem ganzen Auftritt unangenehm

berührt, dem Truchseß leise vorwarf: „Da habt Ihr Eure Weisheit! wie könnt' Ihr auch so thöricht Zeug auskramen?“ Der Truchseß zuckte verlegen die Achseln und schwieg. Jagula aber flüsterte dem lustigen Rath zu: „Es ist heut schon die zweite Niederlage, die der gute Truchseß erleidet, und glaubt doch wunder wie klug zu sein.“ „Ja, er übersieht eine Sache, wie der Blinde das Dorf!“ entgegnete der lustige Rath; „aber der Stadtschreiber ist auch ein Narr und ein größerer als ich, was braucht er den Liegnitzern die Kohlen aus dem Feuer zu holen. Man muß es mit Euch halten, nicht mit dem Volk.“ „Dafür bist Du auch ein Narr blieben,“ bemerkte Jagula.

Herzogin Elisabeth hatte einen Augenblick nachgedacht, und sich jetzt selbst an die Rathsherren wendend, frug sie mit weicher, wohlklingender Stimme: „Hab' ich je, liebe Herren, Eure Gerechtsame angegriffen und geschmälert?“ „Nein!“ tönte es von Aller Lippen. „Ihr wart uns stets eine milde und gütige Herrin!“ setzte Peter Rothe hinzu. „Und doch macht Ihr heut einen solchen Aufruhr, als ob ganz Liegnitz wegen dieses kleinen Freibriefes zu Grunde gehen müsse?“

Peter Rothe öffnete schon den Mund zu einer Entgegnung, aber die Herzogin blitzte ihm mit ihren gebieterischen Augen Schweigen zu, und sie fuhr fort: „Ich hab' dem armen Mann aus besondrer Gnade den Brief ertheilt, seine Frau war jahrelang meine

getreue Magd und bat darum — beruhigt Euch daher — Eure Rechte werden davon nicht so arg verletzt, wie Ihr fürchtet!“ Sie winkte ein wenig mit der Hand, wie zur Entlassung, aber weder die Rathsherren noch die Metzger waren Willens, nach einem solch' kecken Anlauf das Feld zu räumen. Zu einer andern Zeit hätte ihnen diese höfliche Erklärung genügt, noch weit größere Rechte bescheidentlich aufzugeben; heut dagegen waren sie Alle auf einen Kampf gerüstet, um sich so leichten Kaufs nicht abfertigen zu lassen. Peter Rothe, dem einmal schon eine Rede im Munde steckte, begann sogleich, an Elisabeth's erste Worte anknüpfend, denn die letzten hatte er, nur mit seiner Antwort beschäftigt, völlig überhört. „Erlauchte, hohe Frau! unsere gute Stadt muß wohl zu Grunde gehen, wenn ihr solche Freibriefe in den Rücken fallen und ihr das Mark aussaugen. Wir haben unsere Pergamente theuer genug bezahlt und können uns nicht ein Loch nach dem andern hineinschneiden lassen.“

Ueber Herzogin Elisabeth's blasses Antlitz zog eine flüchtige Röthe, und ihre zornglühenden Augen hätten den guten Rathsherrn sicher zu Boden geschmettert, wenn er nicht wohlweislich schon beim Begin seiner Rede den Blick von der hohen Frau hinweggewendet.

Bitsch bemerkte die unangenehme Wirkung der heftigen Rede des Rathsherrn und begann einlenkend: „Verzeiht, hohe Frau! wir könnten den Freibrief nutz-

los machen, wenn wir nicht unsre verehrte Fürstin damit verletzen würden. Ein Verbot von uns, und Niemand würde wagen, dem Manne Fleisch abzukaufen — hab' ich doch mit wenig Worten die guten Bürger vermocht, von allem Kaufen abzustehen! Was würde also dem Wolf und seinem Hunde das Privileg nützen! aber wir wollen in Frieden die Sache zu Ende bringen und hoffen, daß dem Manne sein Freibrief wieder abgenommen wird."

„Nimmermehr!" rief jetzt die junge Herzogin Hedwig, die schon lange mit steigender Entrüstung dem Wortkampfe zugehört hatte, „auf daß Ihr noch übermüthiger werdet, als Ihr schon seid!" und mit einer gebieterischen Handbewegung vortretend, setzte sie drohend hinzu: „Pocht nicht auf Eure Privilegien und beschwerdet nicht mit Euren Reden meine kranke Mutter!"

Alle blickten erstaunt auf die junge Frau, die so kühn und bestimmt die künftige Gebieterin zeigte und noch in ihrem Zorn so viel Stolz und Hoheit verrieth.

Die Kranke jedoch schien diesen unklugen Ausbruch ihrer Tochter nicht gern zu sehen, sie ließ ihre Augen über die Versammlung schweifen, und da sie mehr entrüstete Verwunderung über diesen unerwarteten Angriff, als demüthige Fügsamkeit bemerkte, so seufzte sie tief und murmelte vor sich hin: „Unsere Zeit ist vorüber — armes Kind." Noch ehe sie sich zur

Beschwichtigung der aufgeregten Wellen aufraffen konnte, hatte Bitsch den so keck hingeworfenen Fehde-Handschuh ergriffen und entgegnete rasch entschlossen: „Noch ist Herzogin Elisabeth unsre gütige Herrin, die wir nicht beschwerden, sondern um Recht und Gerechtigkeit bitten," und der junge Mann trat seiner ehemaligen Spielgefährtin mit Würde und Sicherheit gegenüber.

Hedwig, von dieser kühlen Ruhe empört, verlor vollends die Fassung, und sich nur an den Stadtschreiber wendend, rief sie mit zornbebender Stimme: „Was soll diese Frechheit! Und Du Ambrosius! Du wagst es hierher zu kommen und uns zu trotzen; Du, der von uns an unserm Hofe stets so gnädig aufgenommen worden!"

„Ich hab' es nicht vergessen, daß mir als Knabe die Gnade wurde, mit Euch spielen zu dürfen, jetzt aber verbietet's mein Amt, mit mir spielen zu lassen!" entgegnete der Stadtschreiber, und ein feines Lächeln glitt über sein Antlitz. Hedwig fühlte den Spott, und sie entgegnete mit bittrer Verachtung: „Wag's nicht mehr mit mir zu spielen! ich wünscht', meine Mutter hätte dich gleich beim erstenmal zum Schloß hinaustreiben lassen, dann würdest Du nie den Weg hierher gefunden haben!"

Das blasse Gesicht des Stadtschreibers wurde bei diesen heftigen Worten noch blasser, seine Lippen bebten, und durch seinen ganzen Körper rieselte ein kalter

Schauer unterdrückter Wuth und vernichtenden Schmerzes. Der sonst so schlachtfertige junge Mann wußte kein Wort hervorzustammeln, nur seine Augen, die in Blut zu schwimmen schienen, sprachen deutlich genug, und unwillkürlich griff er nach seinem Herzen, als könne er durch den Druck der Hand den wilden Sturm der Gefühle niederkämpfen.

Herzogin Elisabeth, die dem jungen Stadtschreiber stets ihre besondere Gunst zugewendet, rief erschrocken: „Hedwig, was sprichst Du da für tolles Zeug! und Du, Ambrosius!" wandte sie sich begütigend zu dem Stadtschreiber, „vergiß das Geschwätz eines Jugendgespiels! sie war stets wild und auffahrend, Ihr habt Euch oft gezankt und seid wieder gut geworden." Bitsch antwortete nicht, ein bitteres unheimliches Lächeln spielte um seine Lippen, das zu sagen schien — „vergessen?! nein!" — Die Herzogin aber, um dem peinlichen Auftritt ein Ende zu machen, richtete jetzt ihre Worte an Alle und begann nach einigem Zögern: „Ich zürne Euch nicht, Ihr habt Eure Pflicht gethan — ich werde den Freibrief zurücknehmen! . . .

Die junge Herzogin wollte zornig dazwischen fahren, aber ein Blick ihrer Mutter hielt sie in Schranken und zeigte ihr, daß hier immer noch ein andrer Wille herrsche als der ihre. Zedlitz, der sich wie erschöpft auf einen Stuhl niedergelassen, aber mit großer Aufmerksamkeit dem Wortkampfe gefolgt, sprang

bei diesen Worten Elisabeth's bestürzt auf und würde ebenfalls einen Einspruch gewagt haben, wenn er nicht die Willensstärke und Unbeugsamkeit seiner Herrin gekannt hätte. Nur Jagula hatte den Vorgängen wenig Beachtung geschenkt. Ihre blitzenden Augen waren noch immer auf den jungen Stadtschreiber gerichtet, und als Hedwig jene harten Worte ausgestoßen, hatte sie ihm freundlich zugelächelt, als könne sie ihn für diesen Schimpf entschädigen.

Elisabeth hob noch einmal zum Zeichen der Entlassung mühsam die Hand. Die Rathsherren entfernten sich, ihren gehorsamsten Dank murmelnd, die Fleischer folgten ihnen, der junge Stadtschreiber blieb bis zuletzt. Er verneigte sich ehrfurchtsvoll vor der Herzogin, die ihm freundlich die Hand zum Kusse bot und ihn fast dringend bat: „Vergiß es, Ambrosius — und grüß' mir Deine Mutter!" Bitsch drückte nur statt Antwort die weiße, durchsichtige Hand an seine Lippen und folgte rasch den Andern, die im Vorsaal auf ihn warteten. Eben wollten sie den Schloßhof gemeinschaftlich verlassen, da kam Jagula von einer Seitentreppe wie eine wilde Taube heruntergeflattert, und auf Bitsch zueilend, flüsterte sie ihm zu: „ich muß Euch sprechen, ich brauch' Eure Hilfe!" Bitsch, noch viel zu aufgeregt, um ein Wort hervorbringen zu können, wollte sich ohne Antwort entfernen. Das junge Mädchen hielt ihn am Mantel fest, und schmeichelnd ihr hübsches Gesicht zu dem

Stadtschreiber wendend, fuhr es bittend fort: „Nein, ich lass' Euch nicht fort, Ihr müßt kommen, morgen schon — es gilt Euer Glück! Ihr kommt?! schwört mir, Ambrosius!" Beinah' ohne Besinnung, nur um kein weiteres Aufsehen zu machen und die Drängende los zu werden, flüsterte er zurück: „Ich komme!" — „Gut, ich erwart' Euch im ersten Zimmer auf dem linken Flügel!"

Drittes Kapitel.

Die Rathsherren athmeten hoch auf, als sie in's Freie traten, und gingen noch eine Weile schweigend neben einander her. Die Metzger folgten eben so schweigend in einiger Entfernung.

„Lassen wir doch die Köpfe hängen, als ob wir von einem Begräbniß kämen," begann endlich Peter Rothe. „Was sollen die Bürger von uns denken, die schon an allen Thüren stehen werden! He! haben wir nicht unsre Sache durchgesetzt?" und er klopfte dem Stadtschreiber vertraulich auf die Schulter. Dieser, aus finsterm Hinbrüten aufgeschreckt, erhob den Kopf und entgegnete mit gezwungener Heiterkeit: „Wohl, es war ein guter Anfang."

„Ihr habt wacker gekämpft!" fuhr der Weinherr fort, „ohne Euch hätt' uns dieser Hofschranz mit seiner Dummheit zur Thür hinausgeschwätzt!" und der sonst so finstere, zurückhaltende Mann schob seinen Arm in den des Stadtschreibers und wanderte mit ihm den Schloßberg hinab, dem Glogauer-Thore zu.

Alle stimmten in das Lob des jungen Mannes ein, erörterten aber auch, was sie als Entgegnung auf der Zunge gehabt, und wie sie nur nicht gleich die rechten Worte gefunden.

„Da liegt eben der Hase im Pfeffer," meinte Peter Rothe, „die Zunge ist wie ein Mühlrad, das geht nicht bei zu viel und auch nicht bei zu wenig Wasser." Die übrigen Rathsherren lachten; sie waren an sich überzeugt, daß nicht die Leere, sondern nur die Fülle der Gedanken ihre Zunge zum Stehen gebracht.

Es war so, wie Peter Rothe vorausgesagt. Fast an allen Thüren standen Neugierige, um von dem Ausgange der Sache so rasch wie möglich Etwas zu erfahren; an den Straßenecken waren sogar kleine Haufen von Menschen zusammengeballt, die über den Entscheid der Herzogin hin und wieder stritten und mit Heftigkeit ihre Ansichten verfochten. Die Rathsherren selbst um Auskunft zu bitten, wagte man nicht, man suchte nur während des Grüßens ihre Gesichter zu befragen und ließ sie ruhig vorüberziehen. Diese unbeweglichen Gesichter gaben aber wenig oder gar keinen Aufschluß; es gehörte zur Würde eines Rathsherrn jener Zeit, in Freud' und Leid, wenigstens nach außen die gleiche, unerschütterliche Ruhe zu zeigen, und dies stets gehaltene, zusammmengeraffte Benehmen trug nicht wenig dazu bei, das Ansehen der würdigen Herren zu erhöhen und dem gemeinen Volk gegenüber für unantastbar hinzustellen. Desto mehr

wurden die nachfolgenden Metzger bestürmt. „Was habt Ihr ausgerichtet? — Nicht wahr, Nichts? — ich dacht' mir's gleich — hat sie nachgegeben? — Gott behüt', das ist eine gestrenge Frau!" rief man bunt und rasch durcheinander.

Der Metzger-Aelteste schob einige zudringliche Weiber bei Seite und ging ohne Antwort vorüber.

„Ei seht, den Klotz, den Grobian! bildet sich gleich was ein, weil er auf dem Schloss' gewesen! schon gut, wir kaufen kein Loth Fleisch mehr bei ihm!" riefen die gekränkten Weiber, deren ärmliche Kleidung zweifelhaft ließ, ob sich je ein Stück Fleisch auf ihren Mittagstisch verirren konnte. Die beiden Mitmeister, dadurch gewitzigt, gaben bereitwilligst Auskunft, befriedigten aber mit ihren kurz hingeworfenen Antworten die von Neugier Geplagten ebenfalls nicht. Man wollte Alles haarklein erzählt wissen, und die Metzger wußten sich nicht anders zu helfen, als die Frager zu morgen auf den Markt zu bestellen, und glaubten dabei an ihrer Fleischbank die besten Geschäfte machen zu können.

Inzwischen war man beim Hause des wackern Peter Rothe angekommen, das an der Ecke der Goldberger-Straße mit seinem massiven Bau für die damalige Zeit einen gar stattlichen Anblick bot. Der untere Stock flüchtete sich bei all' diesen Häusern weit zurück, als wolle er sich dem Geräusch der Straße mehr entziehen, und diese unteren Stuben, mit ihrem

Dämmerlicht, waren ganz geeignet zu traulichem Beisammensein, zum Zechen und Jubeln, woran es die Schlesier zu keiner Zeit haben fehlen lassen.

Der Weinherr lud mit ungewöhnlicher Freundlichkeit Alle, auch die Metzger, zu einem Besuche seiner Weinstube ein. „Ein Becher Wein wird uns nach diesem Kampfe wohl thun," setzte er lachend hinzu. Die Metzger folgten augenblicklich der Einladung; die beiden Rathsherren erst nach einigem Zögern. Sie waren nicht wenig verwundert, daß ihr Freund ihnen eine solche Herablassung zumuthete; denn wenn sie auch nicht verschmäht hatten, für und mit den Metzgern einen Gang zu thun — das war ihr Amt — so gehörten sie doch immer zu den Geschlechtern, und der Gedanke war ihnen zuwider, mit gewöhnlichen Bürgern auf einer Bank zu sitzen und mit ihnen einen Becher leeren zu müssen; aber der stolze Weinherr verschmähte dies nicht, auch der Stadtschreiber fand sich bereit, und so überschritten auch sie die Schwelle.

Als der Rathsherr mit seinen Gästen in die Stube trat, schallte ihnen ein lustiger Gesang entgegen.

Ein junger Mann saß mit andern Zechenden an einem Tisch und spielte auf der Laute. Seine saubere, feine Kleidung deutete mehr auf einen Edelmann, als auf einen fahrenden Sänger. Das dunkelbraune Tuchwams mit den geschlitzten Aermeln, aus denen die feinste holländische Leinwand hervorquoll, das zierliche

Barett mit der schwanken Feder, die bunten Seiden- strümpfe mit den spitzen Schnabelschuhen, das Alles würde dem jungen Manne ein recht stattliches Ansehen gegeben haben, wenn nicht seine nachläßige Haltung mit seiner zierlichen Kleidung in Widerspruch gestanden hätte. Kaum war das Lied zu Ende, so griff der Sänger zu seinem Becher und leerte ihn auf einen Zug. Das etwas röthlich schimmernde Gesicht und die bereits wässerig gewordenen blauen Augen zeigten zur Genüge, daß der junge Mann dem Genuß des Weines mehr als zuträglich ergeben war.

„Ah, der tolle Nikolaus von der Heide!" rief Peter Rothe verdrießlich, als er des jungen Mannes ausichtig wurde, und er winkte seinen Gästen, an einem andern, noch leeren Tische Platz zu nehmen.

Der junge Edelmann hatte kaum die Ankommenden bemerkt, als er aufstand und ihnen entgegen eilte. Sich vor dem Weinherrn tief, beinah ehrfurchtsvoll verneigend, sagte er schmeichelnd: „Seht, ich bleibe Euer Stammgast, es gefällt mir nirgends besser als bei Euch!" Peter Rothe murmelte Etwas in den Bart, das sehr zweifelhaft ließ, ob es ein „Willkommen" war. Der junge Manu schien von diesem kühlen Empfange wenig erschüttert, er streckte den andern beiden Rathsherren die Hände entgegen und rief lebhaft: „Willkommen, Herr Jodocus, Herr Johannes! haben Euch Eure großen Lehnsessel fortgelassen?"

„Wir haben gar nicht darauf gesessen,“ entgegnete der Bauherr lachend.

„Um so besser! kommt dort an unsern Tisch! ich sag' Euch, dort ist ein Eckplätzchen, wie's in Eurem Rathhause gar nicht zu finden ist!“ schwatzte der junge von der Heide mit schon etwas weintrunkener Beredtsamkeit. „Auch du, Ambrosius?“ bewillkommnete er den Stadtschreiber, den er erst jetzt bemerkte; „das freut mich! ich hab' Dich lange nicht gesehen! Nun kommt nur herüber!“ Und er wies auf den Tisch, an dem noch seine Zechgenossen saßen und schon zusammenrückten, um für die Herren Platz zu machen.

„Wir bleiben hier!“ entgegnete Peter Rothe kurz, auf einen in der Ecke des Zimmers stehenden Tisch zeigend. „Wir hätten ja dort drüben nicht Platz,“ setzte der Ziegelherr beschwichtigend hinzu. „Dann komm' ich zu Euch!“ rief von der Heide, und ohne auf die finstere Miene des Weinherrn zu achten, holte er seine Laute und nahm zwischen den beiden Rathsherren Platz. Die jungen Bursche an jenem Tische blickten dem treulosen Ueberläufer verdrießlich nach und suchten den ihnen dadurch angethanen Aerger mit neuen Bechern Weins hinunter zu schlucken, so daß die aufwartende Magd nicht genug einschenken konnte. Dazu sangen sie: „Nun singt, daß keiner trinke, nun trinkt, daß keiner singe; so laßt umher gehn diri dira, nun laßt umher gehn!“

Endlich hatten sich die neuen Ankömmlinge, bis auf Peter Rothe, niedergelassen, da öffnete sich die Thür, ein junges, blühendes Mädchen trat herein und schmiegte sich zärtlich an den Weinherrn, ihren Vater.

„Eben!“ murmelte der junge von der Heide, und seine Blicke ruhten mit verzehrender Leidenschaft auf der lieblichen Erscheinung, deren frisches, jugendliches Antlitz so eigenthümlich von dem strengen, finstern ihres Vaters abstach. Aber auch über dies harte, ernste Gesicht zuckte jetzt ein sonniger Strahl. Der sonst so kalte Mann erwiederte mit Zärtlichkeit die Umarmung seines Töchterleins, das sich in seiner echt weiblichen Schmiegsamkeit die Liebe auch des strengsten Vaters würde erworben haben. Schon Walpurgis äußere Erscheinung war bezaubernd, die schelmischen Augen, der lachende Mund, das feine, blühende Antlitz, welches dunkelblonde Locken umrahmten, die ganze Anmuth und Zierlichkeit ihrer Bewegungen machte den freundlichsten Eindruck. Ihre Tracht war einfach und dennoch höchst kleidsam. Ein blauseidenes, langes, faltenreiches Gewand, das bis zum weißen, durchsichtigen Halse reichte, umgab die zierliche Gestalt. Oben um den Hals war das Kleid mit einem dunkelfarbigen Atlasstreifen eingefaßt, und über diesen Saum ragte noch der blendend weiße Kragen des Hemdes hervor. Ein goldner, fein gearbeiteter Gürtel ließ ihre zierlichen Formen noch

mehr hervortreten und gab der schlanken Gestalt eine eigene Anmuth.

„Wie freue ich mich, daß Du glücklich zurückgekommen!“ sagte das Mädchen schmeichelnd und streichelte des Vaters bärtige Wange.

„Was Du für Zeug schwatzest! warum sollt' ich nicht?“ entgegnete der Rathsherr lachend.

„Herzogin Elisabeth soll eine gar strenge Frau sein,“ meinte Walpurg mit gar bedenklichem Gesicht, „und da ist's immer gefährlich, auf's Schloß zu gehen.“

„So mag wohl Euer Vater auch gedacht haben,“ wandte sich Peter Rothe spottend zu dem jungen von der Heide, „er mochte nicht mitgehen, wo's galt, diese wackern Männer zu schützen“ — und er zeigte dabei auf die Metzger. Alle blickten neugierig auf den jungen Mann, wie er den unerwarteten Angriff aufnehmen würde; dieser aber strich sich ruhig seinen zierlichen Kinnbart und entgegnete ausweichend: „Aha, Ihr kommt von der Herzogin! hat sie nachgegeben?“

„Gewiß hat sie,“ entgegnete Peter Rothe stolz. „Sie ist eine kluge, verständige Frau,“ bemerkte Johannes Schober. „Aber die junge Herzogin, die ist wild und unbändig wie ein Hussit!“ setzte Jodocus Lindner hinzu. „Und Euch Ambrosius,“ fuhr er nicht ohne Schadenfreude fort, „mit Hinauspeitschen zu drohen! das war zu arg!“

„Mit Verlaub, edle Herren! so war es nicht!“

bemerkte der kleine Specht, der auch einmal ein Wort sprechen wollte, „sie wünschte nur —“

„Und ich wünsche, daß man davon schweige!“ unterbrach ihn der Stadtschreiber, den Kopf in die Höhe hebend, und seine Augen flammten zornig auf. Der kleine Metzger begriff nicht, wie man seine gute Absicht so arg verkennen konnte, und blickte rathlos-verlegen auf den würdigen Aeltesten; aber als auch dieser mißbilligend das weiße Haupt schüttelte, glaubte er doch eine Dummheit begangen zu haben und nahm sich vor, den Stadtschreiber in recht zierlichen Worten um Verzeihung zu bitten. Alle schwiegen verlegen, selbst Jodocus Lindner wagte nicht mehr die heikle Sache zu berühren, und doch fand man nicht sogleich den Uebergang zu einem andern Gespräch. Bitsch übte eine eigene Macht auf Alle aus, die mit ihm umgingen. Er verstand es, in seiner geistigen Ueberlegenheit sich die Geister zu unterjochen. Seiner gewinnenden Freundlichkeit vermochte Niemand zu widerstehen, und noch weniger fand man den Muth, sich seinem Zorn entgegenzustellen. Wie er so dort saß, die feinen bleichen Lippen zusammengepreßt, die düstern Augen wieder auf den Boden gerichtet, während das blasse, unbeugsame Gesicht aus dem schwarzen Lockenhaar noch schärfer abstach, fühlten wohl Alle, daß sich unter der hohen Stirn dieses Mannes große mächtige Pläne wälzten, und er nicht eher Ruhe haben würde, bis er

diesen ihm angethanen Schimpf um jeden Preis heimgezahlt.

Walpurg, die schon unbemerkt den hinbrütenden Stadtschreiber beobachtet, blickte auf ihn mit unverkennbarer Theilnahme. Ihr scharfer Verstand hatte ihr schnell das Vorgefallene begreiflich gemacht, und der dem jungen Manne widerfahrene Schimpf durchschnitt ihr Innerstes, als sei sie mitgetroffen. Doch nur einen Augenblick trübte sich ihr Auge, sie strich mit der linken Hand eine Locke aus der Stirn, als könne sie damit auch die Sorgen verscheuchen, ergriff einen Becher vom Schenktisch, und ihn dem Stadtschreiber kredenzend, sagte sie: „Was Frauen verwunden, müssen Frauen heilen! Trinkt auf das Wohl unsrer Stadt, die an Euch ihren besten Schirm und Schutz besitzt!"

Alle waren von dem Benehmen des sonst so schüchternen Mädchens überrascht, das jetzt hoch erröthend dort stand und die schönen Augen zur Erde senkte. Nur Peter Rothe freute sich über die Feinheit seiner Tochter, mit der sie über die unbehagliche Pause hinweggeholfen; er strich mit seiner rauhen Hand über ihr Lockenhaar und sagte lebhaft: „das war rechtschaffen von Dir, Du hast damit einen herzoglichern Sinn gezeigt, als Hedwig!"

Wie wenig achtete jedoch der Stadtschreiber dieser Auszeichnung, er dankte zwar höflich, setzte aber den Becher, nachdem er nur flüchtig davon genippt, still

vor sich hin. Wie ganz anders würden die Augen des jungen von der Heide geglänzt haben, wenn ihm dieses Glück zu Theil geworden! Er fühlte die zarte Theilnahme, die sich in dem Benehmen des jungen Mädchens aussprach, und die wildeste Eifersucht regte sich in seinem Herzen. Seine Augen ruhten verlangend auf dem Becher, den der Stadtschreiber so kühl wieder weggestellt; wie hätte er ihn hinunterstürzen wollen — auf einen Zug! kam er doch von der Heißgeliebten; aber wie oft er auch gebeten, sie selbst möge ihm einmal einen Becher kredenzen, sie hatte es stets mit eigenthümlicher Schelmerei abgelehnt. Der sonst so muntere Gesell versank in Schweigen und sann nur darüber nach, mit welcher List er sich des in seinen Augen einmal geweihten Bechers bemächtigen könne.

Bitsch, um zu zeigen, daß er die Sache überwunden, begann jetzt selbst, an die letzten Worte des Weinherrn anknüpfend: „Es ist eine stolze Frau, und wir werden noch manchen Tanz mit ihr haben.“ „Sie wird uns einmal eine gar strenge Herrin sein,“ warf der Metzger-Aelteste bescheidentlich hin. „Ja, ja, dann ist das Frauenregiment und die gute, alte Zeit vorbei!“ sagte Johannes Schober seufzend.

„Wenn sie noch unsere Herrin wird!“ entgegnete Bitsch mit einem sonderbaren Lächeln. „Warum sollte sie es nicht?“ frug Jodocus Lindner erstaunt. — „Hm!“ entgegnete der Stadtschreiber so unbefangen

wie möglich, „ich weiß nicht, ob unser Fürstenthum ein Weiberlehn!..“

Diese Worte brachten eine merkwürdige Wirkung hervor.—Die Nachfolge Hedwig's hatte man bislang als sich von selbst verstehend hingenommen, ohne weiter darüber zu grübeln. War Etwas nicht in Ordnung, meldeten sich schon noch andere Erben, und es gab Streit in Hülle und Fülle, bei dem es ohnehin Wagniß genug, auf welche Seite man sich schlagen sollte; aber selbst zu urtheilen und zu prüfen, wer der rechte Nachfolger sei, fiel in jenen Zeiten den Bürgern nicht ein, weil sie sich hüteten, einen Kampf heraufzubeschwören, bei dem sie doch nur die Zeche bezahlen mußten. Jetzt aber waren die Gemüther schon erregt, und die so eigenthümlich gestellte Frage weckte neue Anschauungen und Gedanken. Den Rathsherren war es, als führe ein Blitz vor ihnen nieder und erhelle das Dunkel, das sie bisher umgeben; auch der Metzger-Aelteste begriff nach einigem Nachdenken den Sinn dieser Worte und schüttelte halb überrascht, halb bedenklich das greise Haupt. Nur die beiden Metzger, denen bisher Alles klar und verständlich gewesen, merkten nicht die tiefere Bedeutung dieses so flüchtig hingeworfenen Gedankens und wunderten sich über die große Aufregung, die ein paar so unbedeutende Worte hervorbringen konnten. Nur eine genauere Bekanntschaft mit den Lehnsverhältnissen des Herzogthums konnte dies erklärlich machen.

Im Jahre 1409 war Herzog Ruprecht von Liegnitz gestorben und ihm sein Bruder Wenzel, der zugleich Bischof von Breslau war, in der Regierung gefolgt. Das breslauer Domkapitel freute sich schon auf die demnächstige reiche Erbschaft, sollte aber bitter enttäuscht werden. Bischof Wenzel hatte seinen Neffen Ludwig II., Herzog von Brieg, besonders lieb gewonnen und übergab ihm im Jahre 1413 die Regierung seines Herzogthums. Das Kapitel konnte dem Bischof Wenzel diesen argen Streich nie verzeihen, suchte ihm allerhand Verdrießlichkeiten zu bereiten, so daß dieser müde gehetzt im Jahre 1416 auch die Verwaltung des Bisthums niederlegte und 1420 in Ottmachau als Privatmann starb. Ludwig II., der zugleich die Gunst des Kaisers Sigismund im hohen Grade besaß und sich häufig an dessen Hofe aufhielt, ward durch den Besitz von Liegnitz und Brieg einer der mächtigsten unter den schlesischen Herzogen. Der kaiserlichen Gnade allein verdankte er es, daß er die Erbschaft seines Oheims ungestört antreten konnte, und als er im Jahre 1436 starb, fiel auch wieder das Herzogthum Brieg dem Sohne seines Bruders Ludwig III. von Lüben zu, während Liegnitz im Besitze seiner Wittwe blieb. Auch Ludwig III., der sich zuletzt in dem Besitze von Lüben und Brieg befunden, war im Jahre 1441 gestorben und hatte nach der unglücklichen Erbfolgeordnung der Piasten sein Besitzthum wiederum getheilt. Einer

seiner Söhne hatte als Heinrich X. die Herrschaft über Brieg angetreten, und seinem anderen Sohne Johann, dem Gemahl Herzogin Hedwig's, war Lüben, zugefallen, so daß dieser zwiefache Rechte an das Herzogthum Liegnitz herleiten konnte, als Schwiegersohn Herzogin Elisabeth's und als nächster Agnat.

Der Weinherr Peter Rothe begann zuerst freudig überrascht: „Wahrhaftig, Ambrosius, Ihr habt den Vogel abgeschossen! Potz Wetter! Ich weiß Nichts von Weiberlehen und Ihr gewiß auch nicht?" wandte er sich an seine Tischgenossen. „Wir Alle nicht!" lautete die Antwort, selbst von den Metzgern, die noch immer nicht wußten, wo das hinaus wolle.

„Es wär' nicht übel, wenn unser Liegnitz auch eine freie, kaiserliche Stadt würde, wie Breslau!" fuhr der Stadtschreiber kalt und gelassen fort, nicht wenig erfreut über die rasche Wirkung seiner Rede.

„Gewiß nicht!" entgegnete Peter Rothe, mit seinem gewohnten Eifer den hingeworfenen Gedanken auffassend, „was ist Breslau für eine mächtige Stadt geworden, seitdem's zur Krone Böhmen gehört. Die Herzöge wissen Nichts, als uns Geld abzupressen, sie sehen scheel und mißgünstig auf die Städte; aber der Kaiser ist der Städte Freund, zu ihm wollen wir halten!"

„Ja, in einem alten Buche steht's auch," sagte Jodocus Lindner, „ich glaub' im Freidank, da heißt's,

die Fürsten hab'n der Esel Natur, sie thun nichts Gutes, als wenn sie dazu gezwungen werden."

„O, Stadtschreiber, Ihr habt uns da einen Balken hingeworfen, an dem wir Alle zimmern können!" rief der Bauherr Johannes Schober und klopfte dem jungen Manne auf die Achsel. „Hei, das wär' ein Leben! gewiß, der Kaiser thut was für die Städte, hat doch Karl IV., den Gott selig hab', Breslau zweimal aufbauen lassen, und wenn Liegnitz dem Kaiser gehörte, dann würd' es noch einmal so groß! Ich bau' Euch ganze Straßen! hier, vor'm Goldberger-Thore ist noch viel Platz, und dann geht's in gerader Richtung immer zum Felde hinaus —" und er zeichnete mit dem Finger aus dem auf dem Tische vergossenen Weine eine Menge von Linien, die den Freunden seine kühnen Bau-Pläne veranschaulichen sollten.

Der dicke Specht, der dem Bauherrn am nächsten saß, war mit Aufmerksamkeit dem Städte zeichnenden Finger und seinen feuchten Spuren gefolgt und rief jetzt erschrocken: „Aber die neue Stadt ist ja vor'm Thor! wo bleibt dann die Stadtmauer?" „Die tragen wir hinaus!" entgegnete der Bauherr ruhig. Der kleine Metzger schüttelte bedächtig den Kopf, aber der junge von der Heide, in dem sich der Schalk wieder zu regen begann, rief sogleich: „Nein, das ist nicht nöthig! Ihr wißt doch, daß die Mauern von Jericho mit Posaunen eingeblasen worden?" wandte er sich zum Metzger. „Ich hab' von einem

Franziskaner-Mönch einmal so Etwas gehört," entgegnete dieser. „Nun gut," fuhr der junge Mann ohne eine Miene zu verziehen fort, „wir nehmen dieselben Posaunen und blasen die Mauern nur hinaus!" Dem Metzger leuchtete dies schon weit mehr ein, denn ein würdiger Mönch hatte ihm die Geschichte von den Posaunen erzählt; dies genügte, ihm ein bloßes Hinausblasen wahrscheinlicher zu machen, als ein Forttragen.

Die Rathsherren konnten mit Mühe ein Lachen unterdrücken, selbst über das strenge Antlitz Peter Rothe's glitt ein Lächeln, und sein Töchterlein kicherte noch lange heimlich vor sich hin. Der junge von der Heide war mit sich und seinem schlechten Einfall zufrieden.

„Wir brauchten ja nur solche Leute, mit deren Dummheit man Wände einreißen könnte, an die Mauer zu stellen," flüsterte Johannes Schober dem Stadtschreiber zu, laut aber setzte er hinzu: „Herr Ambrosius, Ihr habt das Wildschwein am rechten Ohr! wie die Jägersleut' sagen, und im vollen Ernst, wenn wir die Herzoge los würden, dann würde Liegnitz noch einmal groß und mächtig und die Bürgerschaft reich!"

„Ja, ja, die Herzoge haben uns viel gekostet!" bemerkte der ehrwürdige Metzger-Aelteste seufzend, „wie viel blankes Silber ist da fortgegangen für ein Stück Pergament!"

„Ihr habt Recht, ehrlicher Meister!“ entgegnete Peter Rothe, „wenn ein Herzog Geld haben wollte, dann machte er uns wieder ein Privileg, und der ganze Plunder war keinen Pfifferling werth, wenn's dem Nachfolger einfiel, das Privileg nicht zu achten, oder,“ setzte er mit bitterm Lachen hinzu, „wenn gar das Rathhaus mit all' den Briefen und Siegeln abbrannte! Hat uns nicht Herzog Ludwig das Münzrecht verkauft und wieder abgenommen? Behalten wir künftig unser Geld im Stadtseckel, das ist unser bestes Privileg!“

„Und unser Schwert!“ fügte der Stadtschreiber hinzu. „Liegnitz ist stark genug, sich selbst zu schützen, wenn endlich —“ er zögerte — „Sagt's nur frei heraus!“ rief Johannes Schober lebhaft, „wenn endlich diese Herzoge uns nicht mehr das Mark aussaugen, dann wollen wir mit den Breslauern wetteifern und Liegnitz zu Macht und Ehre bringen!“

„Ja, Breslau ist eine mächtig schöne Stadt!“ bemerkte der lange Schröter, „ich war jüngst auch einmal dort — herrje! wie ist die groß! — und denkt Euch, verehrte Herren! sie wird immer größer, und sie müssen sogar neue Kirchhöfe bauen, weil die alten zu klein geworden.“

„Ha, ha! das ist kein großer Ruhm, lieber Meister!“ entgegnete von der Heide lachend, „sagt lieber, die Leute leben so lange und glücklich dort, daß sie fast gar keine Kirchhöfe mehr brauchen.“

Meister Schröter sah verdutzt auf den Sprecher, sann nach einer passenden Antwort, konnte sie nicht gleich finden und schwieg.

„Ihr hackt den Baum schon klein, der noch im Wald' steht!“ bemerkte jetzt der Ziegelherr, Jodocus Lindner, der sich so lange schweigend verhalten. „Wißt Ihr denn nicht, daß die kluge Elisabeth ihr Töchterchen nur deshalb an den Herzog Johann verheirathet, weil der junge Vetter wohlverbriefte Rechte auf das Herzogthum Liegnitz hat?“

„Ihr seid wirklich auf dem Holzwege!“ entgegnete Bitsch spottend. „Ihr solltet doch auch wissen, daß Herzog Ludwig das liegnitzer Herzogthum von seinem Oheim, dem Bischof Wenzel, zum Geschenk bekommen, Elisabeth hat es nur als Leibgedinge besessen — die brieg'sche Seitenlinie ist nicht mit belehnt worden, sie hat gar kein Anrecht, denn schon nach Wenzel's Tode war eigentlich das Lehn erloschen.“

Jodocus Lindner hielt aus bloßer Rechthaberei an seiner Meinung fest; man stritt daher lebhaft hin und her, die Köpfe erhitzten sich, und das Gespräch wurde immer stürmischer; nur der junge von der Heide verhielt sich ruhig, lehnte sich gelangweilt auf seinen Stuhl zurück und blickte von Zeit zu Zeit auf Walpurg, die fleißig in der Wirthschaft schaffend mehrmals hinausgegangen war und jetzt wieder hinter dem Stuhle ihres Vaters stand. Der etwas lebhafte Streit schien sie zu beängstigen, ihr Auge ruhte

zuweilen besorgt auf dem Stadtschreiber, der jetzt, einmal in's Feuer gerathen, mit stürmischer Beredtsamkeit seine Ansicht vertheidigte. Fürchtete sie Etwas für den jungen Mann? oder war ihr überhaupt der Streit zuwider? — sie flüsterte von der Heide unbemerkt zu: „Stiftet Frieden!" und dieser, von der Aufforderung, die ihm als hohe Gunst erschien, nicht wenig beglückt, erhob sich sogleich und wie ein Geistlicher die Hände ausstreckend, rief er mit seiner etwas schneidenden Stimme: „Habt Ihr denn gar kein Herz für Eure Kehlen? Ihr schreit Euch heiser und laßt den edlen Wein stehen! Trinkt nur! und dann wird Euch Liegnitz ohnehin noch einmal so groß erscheinen, gleichviel ob kaiserlich, ob herzoglich!" und er hob seinen Becher und leerte ihn auf einen Zug. Die Meisten folgten seinem Beispiele, und die aufgeregten Wogen waren damit besänftigt.

„Und nun singt uns ein Lied von der Heide!" begann Johannes Schober, „damit wir den ganzen Lehnsstreit vergessen! Ihr seid ja ein Meister auf der Laute!" Alle stimmten in diesen Wunsch ein. „Aber ein neues, kräftig Lied! nicht solch' weichlich abgedroschen Zeug, das wie schlechte Wassersuppe vollends krank macht," warf Jodocus Lindner ein, der, wie immer, gern seine eigene Meinung hatte. „Ein Weinlied, das ist das Beste!" bemerkte Schober.

„Gut, ich will mich nicht bitten lassen, wie ein Minnesänger," sagte Nicolaus von der Heide lachend.

„Ihr sollt ein Weinlied haben, und das ein ganz neues, von Meister Rosenplüt! aber mein Becher ist leer, und zu dem Liede, das ich singen will, muß ich wenigstens einen vollen Becher vor mir stehen haben."

Der Weinherr befahl der Magd, einen Becher zu bringen, doch von der Heide, der es auf den Becher des Stadtschreibers abgesehen hatte, rief sogleich eifrig: „Nein, nein! bemüht Euch nicht!" und sich zum Stadtschreiber wendend, sagte er freundlich: „Mit Verlaub, Ambrosius, Du hast nur von Deinem Becher genippt, überlass' ihn mir, alter Freund!" Bitsch schob ihm achtlos den Becher zu und bemerkte kaum den Eifer, mit dem ihn von der Heide ergriff und sorgsam zur Seite stellte.

Walpurgis Augen, die mit Aufmerksamkeit dem zwar unbedeutenden und doch so vielsagenden Vorgange gefolgt, umflorten sich; ein trübes Lächeln spielte um ihre Lippen, und ihr Herz durchzitterte es wehmüthig kränkend: „er liebt mich nicht!"

Der junge von der Heide griff, beinahe trunken von seinem Glück, begeistert in die Saiten seiner Laute und begann:

„Nun grüß' dich Gott, du edler Trank!
Frisch mir mein' Leber, sie ist krank,
Mit deinen gesunden, heilsamen Tropfen:
Du kannst mir all' mein' Trauer verstopfen.
Selig sei der Hecker, der um dich hackt,
Selig sei der Leser, der dich abzwackt
Und dich in ein' Kübel legt;

Selig sei der, der dich in die Keltern trägt;
Selig sei der Büttner und die Hand,
Der dich mit Reifen klug umspannt
Und dir da macht ein hölzern Haus;
Selig sei der, der dich rufet heraus;
Selig sei der Wirth, der Schenken erdacht;
Selig sei der Bot', der dich hergebracht;
Selig sei der, der dich hat eingeschenkt;
Und selig sei der, der den Becher schwenkt!"

Bei der Strophe: „selig sei der Bot', der dich hergebracht," blickte der junge von der Heide mit feurigster Beredtsamkeit auf Walpurg, die augenblicklich ihre Augen leise niedersenkte, als wolle sie ihm sagen: „freue Dich nicht der erschlichenen Gunst!" Nach dem Schlusse des Liedes legte von der Heide die Laute weg, und noch einmal die letzten Strophen wiederholend, ergriff er schwärmerisch den Becher, und mit den Worten: „selig sei der, der den Becher schwenkt!" stürzte er ihn in einem Zuge hinunter.

Alle waren von dem Liede erfrischt und begeistert, nur Bitsch lehnte wieder den Kopf in seine Rechte und blickte träumerisch vor sich hin. „Es reut ihn, den Becher weggegeben zu haben," jubelte es in dem Herzen Walpurgis, und ihre Brust hob sich wieder freudiger und höher. Der junge von der Heide mochte dasselbe denken und frug daher: „Nicht einmal dies Lied vermag Dich zu erheitern, und bist doch sonst ein Freund von Lied und Gesang!"

Bitsch schien aus seinen Träumen zu erwachen

und sagte nach einigem Zögern: — „Das Lied erinnerte mich an meinen unglücklichen Ohm, der auch im letzten Augenblick seines Lebens den Becher geschwenkt.“ „Ah, das ist 'was anders!“ rief von der Heide sichtlich erleichtert, während Walpurgis um so bitterer die Täuschung empfand.

„Ja, ja! der arme Junker Franz! der hat viel liebe Mal an diesem Tische gesessen,“ bemerkte Peter Rothe, „er war stets so lustig und freundlich, wer hätt' das denken können!“

„Was ist's mit dem Junker? erzählt nur!“ drängte man von allen Seiten, und am lebhaftesten der junge von der Heide.

„Das schickt sich nur für Euch!“ wandte sich Peter Rothe zum Stadtschreiber, „Ihr werdet mehr davon wissen, wie ich.“

„Von meiner Mutter — ja!“ entgegnete Bitsch, — „und sie hat es mir in frühester Kindheit so oft erzählt, daß mir's ist, als hätt' ich Alles schaudernd miterlebt“ ... Er hielt einen Augenblick inne; während Alle in gespannter Erwartung, wie dies in müßigen Stunden stets geschieht, der Erzählung entgegen sahen. Es kostete dem Stadtschreiber sichtlich einige Ueberwindung, ein düsteres Erlebniß seiner Familie zum Besten zu geben, dennoch begann er, die Hand vor die Augen haltend, als spräche er mit sich selbst:

„Der Bruder meiner Mutter, Franz von Ciala, war Page an Herzog Ludwig's Hofe. Herzogin Eli=

sabeth soll in ihrer Jugend engelschön gewesen sein."
„Das war sie," schaltete Peter Rothe ein. „Der junge Bursche faßte eine schwärmerische Liebe für die junge Frau. Er sang unter ihren Fenstern zur Laute die süßesten Liebeslieder, aber Elisabeth verstand ihn nicht, sie glaubte, die schönen Lieder gälten einem Hoffräulein, das dem schönen Franz stets so freundlich zugenickt" —

„So ist es immer, Ein's geht dem Andern aus dem Weg," bemerkte von der Heide.

„Wißt Ihr noch eins von den schönen Liedern?" frug Walpurg, die solchen Erörterungen auszuweichen suchte.

„Nein, den ersten Vers vielleicht!" — „So singt ihn!" —

„Das Ganze war eine Narrheit, wer hieß ihn eine Herzogin lieben!" sagte Ambrosius bitter; „doch, gebt her die Laute!" setzte er hinzu, plötzlich von einer andern Empfindung überwältigt. Es war ja sein eignes Lied, das er singen konnte! und dann war der junge Mann doch nicht ohne Eitelkeit, er wußte, daß er in Spiel und Gesang Nikolaus von der Heide überflügeln würde, und begann daher mit wohllautender Stimme, die sich in ihrem weichen, süßen Klange in alle Herzen schmeichelte:

„Ach, die ich liebe,
Sie weiß es nicht!
Und Schweigen ist mir heil'ge Pflicht!

Drum bleibt mein Angesicht
So thränenfeucht und trübe!"

„Herrlich!" rief Nikolaus von der Heide, und in dem Auge des sonst so überlustigen Menschen zitterte selbst eine Thräne. Walpurgis faltete die Hände über die Brust; auch durch ihr Herz zitterte der verwandte Klang, und ein leiser Seufzer schlich sich über ihre Lippen.

Bitsch fuhr in seiner Erzählung mit steigender Erregtheit fort: „Herzog Ludwig wurde krank und reiste mit seiner Gemahlin in's Gebirg', um in Warmbrunn Bäder zu nehmen; dabei wurde auch der Herr vom Kynast, Graf Schaffgotsch besucht, der zu Ehren seines hohen Gastes große Feste gab. An einem von diesen Vergnügungstagen ward von mehreren Rittern und Edelknaben der kühne Vorschlag gemacht, die Zinnen des Schloßthurms von der äußern Mauer zu ersteigen und auf dem höchsten Punkt einen mit Wein gefüllten Becher auf das Wohl der anwesenden Frauen zu leeren."

„Das ist etwas schwerer, als was Ihr vorhin vollbracht!" bemerkte Jodocus Lindner spottend und klopfte dem jungen von der Heide auf die Schulter.

„Bin ich denn eine Ziege?" entgegnete von der Heide, den Spott ruhig hinnehmend; „der Wein schmeckt mir nur auf ebener Erde!"

„Weil er Euch ohnehin zu Falle bringt? nicht wahr?"

Nikolaus von der Heide spitzte schon den Mund zu einer scharfen Antwort, aber Bitsch fuhr in seiner Erzählung fort:

„Nur meinem Ohm, dem unglücklichen Franz gelang das kühne Emporsteigen; er schwang sich glücklich hinauf, leerte den ihm dargereichten Pokal unter dem freudigen Ausruf: „Herzogin Elisabeth, Euch gilt der Becher! Euch liebte ich! Glücklich, daß ich vor euren Augen sterben kann!“ — und stürzte sich vom Thurm in die schroffen Felsenschlünde hinab“ . . .

Ambrosius schwieg und starrte wieder bleich und düster vor sich hin. Alle waren von der Erzählung des jungen Mannes tief erschüttert und konnten nicht mehr den Uebergang zu lauter Lustigkeit finden. —

Der Bauherr Schober erinnerte sich, daß ihn Geschäfte erwarteten, und erhob sich; alle Uebrigen folgten seinem Beispiele.

„Wir haben noch viel mit einander zu sprechen, Ambrosius!“ sagte Peter Rothe beim Hinausgehen zum Stadtschreiber und drückte ihm noch einmal vertraulich die Hand. „Kommt morgen Abend, da wollen wir allein sein mit einigen Freunden.“ Bitsch erwiederte den Händedruck und entgegnete herzlich: „Wir verstehen uns — wir müssen zusammen halten — ich komme!“

Die Metzger schwenkten demüthig grüßend ihre Kappen und traten dann stolz hinaus auf den Markt. Was hatten sie nicht Alles erlebt! was konnten sie nicht

Alles erzählen! Sie waren auf einmal Freunde und Vertraute des Raths und die wichtigsten Männer der Stadt.

Der junge von der Heide erhob sich zuletzt, und bei Walpurgis vorbeigehend und sich artig vor ihr verbeugend, summte er leise: „Ach, die ich liebe, sie weiß es nicht!“ und die klägliche Miene des sonst so lebenslustigen Burschen erregte Walpurgis Heiterkeit und lüftete die Schmetterlingsflügel ihrer Seele, und den Vers in lustiger Weise wiederholend, flatterte sie wie eine junge Frühlingslerche davon.

Viertes Kapitel.

Die Gesellschaft hatte sich bereits, als der Stadtschreiber, auf die Straße trat, nach allen Richtungen zerstreut, und so wanderte Bitsch allein an der rechten Seite des Marktes hin. Er war nur wenige Schritte gegangen, als er noch den Bauherrn vor sich hertrotten sah. „Führt dieser Weg nach Hause?“ frug der Stadtschreiber. Der Bauherr drehte sich verwundert um, „nein“, sagte er gelassen, „aber ich habe dort am Hainauer-Thor einen Bau und muß sehn, was meine Leute machen.“ „Ich begleite Euch“, erwiederte Bitsch, und Beide gingen die Hainauer-Straße hinab. Der Bauherr warf einen mißbilligenden Blick auf die hohen, dreistöckigen, hölzernen Häuser und sagte: „Wenn Ihr uns wirklich eine bessere Zeit bringt, Ambrosius, dann müssen all' diese Lehmbauden steinern werden.“ In demselben Augenblick stolperte er auch schon über einen Lehmhaufen, der mitten auf der Straße lag, und den er nicht bemerkt hatte.

„Ihr zeigt auf einen noch größern Uebelstand da

unten", bemerkte Bitsch lächelnd, „die Gasse muß steinern werden, damit man nicht mehr bei schlechtem Wetter in Schmutz versinkt." „Wie meint Ihr das?" frug Johannes Schober. „Ich würde sie pflastern lassen", war die Antwort.

Der Bauherr blickte erstaunt zu dem Stadtschreiber auf. „Schade, daß Ihr nicht unser Bürgermeister seid, Ihr habt das Zeug dazu", sagte er in vollster Ueberzeugung, „hei, da gäb' es Arbeit!" und wie von diesem Gedanken belebt, schritt er rascher seinem Baue zu.

Schon von weitem hörte man das Hämmern und Sägen der Zimmerleute. Das Haus war schon bis zum zweiten Stock vorgeschritten, und nun begannen bereits die kleinen Giebel mit ihren wunderlichen Schnörkeln herauszuwachsen und neugierig in den Himmel zu lugen.

Johannes Schober betrachtete mit Behagen sowohl den Bau wie den Fleiß der Arbeiter und war nicht nur verschwenderisch mit seinem Lobe, sondern theilte auch einige Heller zu einem Trinkgelde aus. Da schwangen die wackern Maurer noch einmal so rüstig ihre Kellen, und die Zimmerleute hieben herzhafter in das von Kien strotzende Kernholz hinein. Es waren nun einmal genügsame, ehrliche Zeiten, in denen der Arbeiter auch dann sein Werk verrichtete, wenn nicht immer das Auge des Herrn darüber wachte.

Bitsch, der dem Baue keine Aufmerksamkeit geschenkt, war an das unfern gelegene Thor getreten, und sein Auge ruhte prüfend auf dem hohen, gewaltigen Thurme und all' den schützenden Vorrichtungen, die angebracht waren, um einen anrückenden Feind abzuwehren. Und wirklich konnte der Stadtschreiber mit Ruhe und Vertrauen auf die Befestigung seiner Vaterstadt blicken, denn Liegnitz hatte fast seinen ganzen Wohlstand geopfert, um sich gegen äußere Feinde zu schützen. Eine hohe, starke Mauer, aus der von Zeit zu Zeit ein starker Thurm als gewaltiges Bollwerk emporragte, umgab die ganze Stadt. Die Mauer zählte 17 solcher Thürme, die wohl geeignet waren, einem heranrückenden Feinde Achtung abzuzwingen. Aber die Verschanzungen streckten sich weit über die Stadtmauer hinaus. Den ersten Angriff schützte ein mächtiger Wall, vor dem ein Graben aufgeworfen; hinter dem Wall zog sich der Stadtgraben hin. Am sorgfältigsten waren die Thore geschützt, an denen stets der heißeste Kampf entbrannte. Außen war eine tüchtige Doppelflügelthür angebracht, die Gräben mit starken Zugbrücken versehen, das innere Thor, das sich an den Thurm anlehnte, blickte noch trotziger hinaus, und seine Eichenwände beugten sich selbst nicht vor eisernen Geschossen.

Die Natur dagegen hat für die Befestigung von Liegnitz Nichts gethan; es liegt in einer der fruchtbarsten Ebenen Niederschlesiens, und wie es heut durch

seine Kräutereien in ganz Schlesien einen guten Namen hat, so war es im Mittelalter durch den Anbau der Röthe, die nur um Liegnitz und Breslau und sonst nirgends in Schlesien gedeihen wollte, rühmlichst bekannt. Die Stadt wird von zwei kleinen Gewässern umspült; am Breslauer-Thor rollt die berühmte und sich oft gar wild geberdende Katzbach vorüber, am Glogauer-Thor schleicht das langsame Schwarzwasser vorbei, das in einem benachbarten Dorfe seinem kümmerlichen Dasein, wie ein müdegehetzter Feind, in den raschen Fluthen der Katzbach ein Ende macht. Die Gründung von Liegnitz verliert sich in das graueste Alterthum, denn schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts heißt es in dem Stadtprivileg der Herzoge Wenzel und Ludwig I.: „ad bonam ipsius civitatis antiquitatem;“ aber trotz seiner günstigen Lage, seiner fleißigen und betriebsamen Bürger hatte sich Liegnitz nie zu rechter Blüthe entfalten können. Es fehlte die glückliche Aufeinanderfolge ruhiger, städteliebender Fürsten, und daran litt nicht nur Liegnitz, sondern das ganze Schlesierland. Die Piasten mit ihrer unseligen Erbtheilung hatten Schlesien in eine Menge unbedeutender Fürstenthümer zerstückt, und jeder dieser kleinen Herzoge lag fortwährend auf der Lauer, dem Nachbar, selbst dem Bruder ein Stück Land zu entreißen und damit den ärmlichen Besitz um ein Dorf oder ein Städtlein zu vergrößern. Auch Liegnitz hatte unter diesen Bruderfehden, diesem

fortwährenden Wandern aus einer Hand in die andere, schwer gelitten, denn jeder neue Fürst hatte nur dann ein Lächeln für die Stadt, wenn ihm ein schwerer Beutel mit Dukaten entgegengebracht wurde. Trotzdem zählte die Stadt schon damals beinahe zehntausend Einwohner, und wenn sie von andern Städten, wie Glogau und Schweidnitz, im aufblühenden Handel und in Gewerbethätigkeit überflügelt wurde, so konnte sie sich dafür einer größern Festigkeit rühmen, und während des Hussitenkrieges waren viele wohlhabende Bauern, ja mancher Edelmann, der sich auf seinem Schlößlein nicht mehr sicher fühlte, hinter ihre starken Mauern geflüchtet. Das hatte die Bevölkerung von Liegnitz sehr vermehrt, und da sich die Stadt nach außen nicht ausdehnen konnte, war sie noch mehr in die Höhe gewachsen, und vierstöckige Häuser waren durchaus keine Seltenheit. Wohl gab es vor dem Wall eine Menge Häuser, sogar zwischen dem Wall und der Stadtmauer standen einzelne Hütten. selbst ein Frauenkloster, das der Benedictincrinnen; aber am sichersten fühlte man sich doch erst hinter der Mauer, und nur die Gerber, Müller und all' die Handwerker, die Wasser bedurften, hatten sich draußen angesiedelt und eine Art Vorstadt gebaut, die freilich nur aus von Fachwerk aufgeführten Hütten bestand und 1430 von den Hussiten, 12 Jahre später schon wieder von den Polen angezündet worden. So rasch,

wie diese Vorstädte niedergebrannt wurden, so rasch entstanden sie auch.

In einer solchen Zeit, die Alles durcheinander wirbelte, in der Hab' und Gut so wenig gesichert war, würde jedes andere Volk schwermüthig oder doch stumpf und träge geworden sein. Der den Schlesiern eigenthümliche Sinn bewahrte sie davor; sie verloren nie die Lust zur Arbeit, selbst wenn sie wußten, daß das Tagewerk ihrer Hände Andern zur Beute fallen würde. Viel trägt dazu die glückliche Mischung des Blutes bei. Der Schlesier hat die ganze Geistesbeweglichkeit des Polen und verbindet sein Feuer und seine Lebendigkeit des ersten Angriffs mit der größern Ruhe und Beharrlichkeit des Deutschen. Er ist ebenso gastfrei und höflich wie der Pole, aber nicht so geschmeidig, und ersetzt dies durch deutsche Treuherzigkeit. Die unglückliche Geschichte Schlesiens hat dafür gesorgt, daß es sich nie zu einem tüchtigen, lebhaften Nationalbewußtsein aufgerafft, und darum entbehrt der Schlesier des ernsten, männlichen Zuges, den immer eine große, mächtige Vaterlandsliebe, so schön und bedeutsam, in das Antlitz eines tüchtigen Volkes prägt. Der Schlesier liebt sein Land, aber nur als theure Scholle, die sein ganzes Herz fesselt, nicht als geweihten Boden, auf dem eine große Vergangenheit ihre Runen, zu noch größeren Thaten mahnend, eingeschrieben.

Als Bitsch zurückkam, fand er den Bauherrn nicht

mehr vor und wanderte jetzt allein die Hainauer-Straße entlang, über den Marktplatz hinweg, an dessen Ende sein Wohnhaus stand, ein für die damalige Zeit großes und stattliches Gebäude. Eine Menge Steinmetzarbeiten zierten die Vorderseite des massiven Hauses, und den weit hinausgebauten Erker stützte ein mächtiger steinerner Pfeiler. Der ebenfalls von Sandsteinen aufgeführte Bogen der Thür, der hohe, gewölbte Flur, sowie die Größe und Geräumigkeit des Gebäudes, das mit seinem Hinterhause sich die Topfgasse entlang bis zum Kohlenmarkt ausdehnte, gaben ein Zeugniß von der Wohlhabenheit seines Besitzers. Bitsch hatte auf seiner Wanderung über den Markt nach rechts und links freundlich gegrüßt und bei seinem Gruße meist den Namen hinzugefügt. Manch' alter Bürger, von dieser Aufmerksamkeit überrascht, blieb stehen, sah ihm mit freundlichem Behagen nach und murmelte vor sich hin: „das laß' ich mir gefallen!“ Und doch, wie gefällig und herablassend der junge Stadtschreiber war, er galt trotzdem allgemein für stolz. Es lag in seinem Wesen etwas, das zwar die Herzen der Menschen zu gewinnen, aber sie auch immer in einiger Entfernung zu halten wußte; man konnte sich bei ihm ausplaudern, sich gehen lassen, ihm sein Vertrauen schenken, nur war man sicher, daß er es nicht erwiedern würde. Er verstand zu schweigen und geschickt sich jeder zudringlichen Frage zu entziehen, und der Schweigende

kommt leicht in den Geruch des Stolzes. Jetzt schritt Ambrosius Bitsch nachdenklich die Treppe zum ersten Stock hinauf und eben so nachdenklich in sein Zimmer. Mit großen Schritten wanderte er darin auf und ab, und je lebhafter sich die Gedanken in seinem Kopfe wirbelten, je unruhiger und hastiger wurde seine Wanderung.

„Nun hab' ich den ersten Funken in ihre Herzen geworfen, und wie er zündete!" begann der Stadtschreiber sein Selbstgespräch. „Jetzt gilt es, die Flamme geschickt zu schüren! Nur der alte Rothe kann mir gefährlich werden, er ist so wild und stürmisch! So weit sollt' es heut noch nicht kommen; wer langsam geht, geht sicher! Ich will mich nicht treiben lassen, die Zukunft muß mein sein in jedem Augenblick, dann erst liegt ihr Geschick in meinen Händen, und ich kann der stolzen Feindin zurufen: wähle!" Das Herz des jungen Mannes schlug bei diesem Gedanken noch unruhiger, er trat blitzenden Auges an's Fenster und blickte hinaus. Die durch dieses „wähle" erzeugten Bilder gaukelten vor seinen Augen, immer mehr versenkte er sich in die Zukunft, und noch stand er so in finsterm Nachsinnen verloren, als plötzlich eine kräftige Hand ihn auf die Schulter schlug, und der Besitzer der stahlgepanzerten Faust lachend rief: „He, Freund, was brütest Du da?" Bitsch wandte sich um und schüttelte seltsam überrascht die dargebotene Rechte: „Hermann, Du bist's? endlich kommst Du zurück!

Sei mir herzlich gegrüßt. Wir glaubten Dich schon verschollen und verloren."

„O ho, weil ich mich ein paar Jahr in Krieg und Turnier herumgetummelt? den Herrn von Czetteritz hebt man nicht so leicht aus dem Sattel! Nun, was macht Ihr Alle? Wo ist Dein Vater?" „Das weißt Du noch nicht? In der St. Petrikirche; er starb bald nach Deiner Abreise."

„Todt!" rief Hermann von Czetteritz, und in dem Munde des kräftigen, lebenslustigen Mannes klang es so eigenthümlich, als sei dies Wort nicht für ihn da. „Ich komme spornstreichs zu Euch, wie sollt' ich da Etwas wissen, und an den Höfen, wo ich mich herumgetrieben" —

„Erfährt man nicht den Tod eines schlichten Notars," unterbrach ihn Ambrosius; „mich rief sein Tod von Bologna, wo ich meinen Studien obgelegen, nach Hause."

„Da kommt Ihr Stubenhocker weit genug herum!" rief Hermann, wieder in seinen alten muntern Ton verfallend, „aber was macht Ihr Andern? was macht" — er stockte und hatte nun doch nicht den Muth, eine Frage zu vollenden, die vielleicht eine ebenso traurige Antwort fand. Bitsch schien ihn zu errathen und sagte jetzt: „Komm! meine Mutter wartet gewiß schon mit dem Essen und wird sich freuen, Dich wiederzusehen."

Die beiden Freunde wanderten durch mehrere

kleine Gemächer bis zur Erkerstube, die als Speise- und Wohnstube benutzt wurde, und dies Zimmer, der Lieblingsaufenthalt der Mutter des Stadtschreibers, zeigte ganz besonders den guten Geschmack und die Wohlhabenheit des Besitzers. Es war hoch und geräumig; sehr hübsche, gestickte Tapeten schmückten die Wände, der glatte Fußboden war mit reinlichen Tannennadeln überstreut, und durch die ziemlich großen Erkerfenster warf die Sonne ihre hellsten Strahlen und gab dem ganzen Gemach einen freundlichen, heitern Anstrich. Zwei große Oelgemälde hingen an der Seitenwand. Es waren sorgfältig ausgeführte und von einem Künstler geschaffene Portraits. Das blasse, scharfgeschnittene Antlitz, die dunklen, schwermüthig blickenden Augen, die hohe, gewölbte Stirn und der feine, fest geschlossene Mund, all' diese Züge des einen Bildes, die sich, wenn auch noch nicht so scharf ausgeprägt, bei dem jungen Stadtschreiber vorfanden, bekundeten die Familien-Aehnlichkeit — es war das Bild des Vaters. Das Portrait der Mutter, in seinem freundlichen, fast schelmischen Herablächeln, mit den blühenden Lippen und der heitern Stirn, bildete den überraschendsten Gegensatz. Die alte Frau, die dort am Tische saß und jetzt dem Eintretenden lebhaft entgegenging, schien noch Nichts von ihrem lebhaften, muntern Sinne verloren zu haben. „Armer Junge, kommst Du endlich? Alles wird kalt geworden sein", sagte sie mit dem ganzen Bedauern einer

um das Essen und um den Sohn besorgten Mutter.

„Ich bringe Dir dafür einen lieben Gast," entgegnete Bitsch und zog den noch halb in der Thür stehenden Freund völlig herein.

„Frau Gertrud, Gott grüß' Euch!" sagte Hermann von Czetteritz und drückte fast ehrfurchtsvoll die Hand det Matrone an seine Lippen.

Die Frau blickte überrascht zu der stattlichen Erscheinung auf; einen Augenblick war sie zweifelhaft, aber im nächsten hatte ihr scharfes Auge doch den Ankömmling trotz der großen, mit ihm vorgegangenen Veränderung erkannt. „Willkommen, Vetter!" rief sie freudig aus, „sagt' ich's Euch nicht, aus den Wochen Eurer Irrfahrt würden Jahre werden."

„Gewiß, Ihr habt immer Recht gehabt," war die Antwort. Hermann's Augen fielen jetzt auf die zweite Frauengestalt im Zimmer — ein junges Mädchen, das bereits am Tische gesessen hatte, jetzt aufgestanden war und seine schönen, dunklen Augen neugierig auf den Ankömmling heftete. Das Antlitz des Fremden übergoß eine dunkle Röthe, er näherte sich eiligst, und ein Knie vor dem jungen Mädchen beugend, sagte er mit tiefer Innigkeit: „Mechthild, kannst Du mir verzeihen, daß ich so lange weg blieb? aber ich habe Dein nicht vergessen, Dein Bild hat mich überall hinbegleitet, es war mir Schutz und Schirm in aller Gefahr. Nun komm' ich zu Dir zurück; ich habe

mein wildes, stürmisch Blut gefühlt, und jetzt werb' ich von Neuem um Deine Liebe."

Das junge Mädchen blickte überrascht und verlegen auf den Sprecher, dessen bittende Augen eine Antwort heischten.

„Ihr irrt, Vetter," begann jetzt die Mutter; „Ihr nehmt mein jüngstes Töchterlein für Mechthild."

„Beatrix Du! — Ihr!" rief Czetteritz verwirrt; „wie seid Ihr zur schönsten Jungfrau aufgeblüht, und ich verließ Euch als halbes Kind," und mit Wohlgefallen ruhten die Blicke Hermann's auf der lieblichen Erscheinung, die davon bis an die Schläfe erröthete.

„Das kommt vom Herumschwärmen," bemerkte die Mutter und erhob schelmisch drohend den Finger.

„Aber wo ist denn Mechthild?" frug der junge Mann; „ist sie auch todt?" stieß er hastig heraus.

„Todt?! nein!" entgegnete Bitsch mit sonderbarer Betonung, „doch setzen wir uns zu Tische, sonst wird das Essen völlig kalt." Auch die Mutter wiederholte die Einladung, und alle Vier nahmen an dem schweren, eichenen Tische Platz, der mit einem blendend weißen Tuche überdeckt, und auf den jetzt in spiegelblank geputzten zinnernen Schüsseln die dampfenden Speisen aufgetragen wurden, die selbst dem verwöhntesten Gaumen gerecht werden konnten.

Die Wittwe befahl der aufwartenden Magd Wein herbeizubringen und wandte sich dann zu Hermann: „Nun erzählt, wie Ihr die Welt gefunden; wir

wollen Euch andächtig zuhören. War't Ihr beim Kaiser?, saht Ihr ihn oft?" frug die alte Frau mit jugendlicher Lebhaftigkeit.

„Gewiß," entgegnete Czetteritz, „aber bei dem galt nicht, was ich mitbrachte — ein lustiger Sinn und ein tüchtig Schwert — er ist ein trübsinniger Schleicher, der mit all' seiner Sternguckerei sich und das deutsche Reich an den Abgrund bringen wird."

„Man sagt, daß er ein großer Freund von Botanik, Astrologie und Alchemie sei," bemerkte Bitsch.

„Mir wollte er sich sehr gnädig erweisen," erzählte Czetteritz weiter, „und zeigte mir den ganzen Krimskrams von Tiegeln und Torten." „Retorten," berichtete Bitsch.

„Meinetwegen," sagte Hermann lachend, „ich guckte in die Töpfe, wie ein Affe in den Spiegel, und als er mich frug: „versteht Ihr auch Etwas von der edlen Scheidekunst?" sagte ich ihm ehrlich: „Ich koche am liebsten mit meinem Schwert." Er zuckte nur mit den Achseln und wurde nicht einmal böse, und das soll ein deutscher Kaiser sein!" setzte Czetteritz mit komischer Entrüstung hinzu.

Die Mutter lachte herzlich, und ihr Töchterchen stimmte unwillkürlich ein, nur Bitsch verzog die Lippen kaum zu einem Lächeln.

Der junge Czetteritz, durch diesen Beifall aufgemuntert, fuhr fort: „Kein Wunder, daß der deutsche Kaiser im ganzen Land nicht mehr geachtet wird, und

Friedrich der Siegreiche dran denken konnte, Podiebrad zum Kaiser wählen zu lassen.“

„Was sagt Ihr?“ rief die Wittwe freudig überrascht, „Podiebrad deutscher Kaiser! das wär’ herrlich!“ und die Augen der alten Frau glänzten in seltsamem Feuer.

„Die Kurfürsten von Mainz und Trier und viele andere Fürsten waren schon gewonnen, in diesem Jahre schon wäre der Betteltanz losgegangen, aber“—

„Aber?“ wiederholte die Wittwe in gespannter Erwartung, und ihr Auge hing an den Lippen des Sprechers.

„Podiebrad mochte davon Nichts wissen.“

„Ah!“ rief die alte Frau schmerzlich enttäuscht.

„Er wollte keine Krone mit Strömen von Blut erkaufen, und dann — er ist Hussit und hängt unerschütterlich an seinem Glauben. Er setzte mir das Alles so klar und bündig auseinander, wie es mit diesem Plan Nichts sei, daß ich beschämt abziehen mußte.“

„Du warst selbst bei Podiebrad?“ frug Bitsch.

„Gewiß, ich war der geheime Botschafter,“ antwortete Czetteritz, „das ist gerade, was mir gefällt. Ich bin ein echter Schlesier, neben dem Schlagen ist mir Sprechen das Liebste.“

Bitsch durchfuhr ein freudiger Gedanke — da hatte er ja den Mann gefunden, den er so eifrig gesucht. Czetteritz war kühn und muthig, verschlagen und beredt — alles Eigenschaften, die zu damaliger Zeit bei

heimlichen Gesandtschaften nothwendig waren. Der junge Stadtschreiber grübelte jetzt darüber, wie er den Freund gewinnen sollte, und beachtete nicht weiter das Gespräch der Uebrigen.

„Und wie erschien Euch Podiebrad, der Hussit?“ frug die Wittwe mit einem bittern Lächeln und erhobner Stimme; änderte jedoch sogleich den Ton und fügte freundlich hinzu: „aber Ihr vergeßt über dem Plaudern den Braten, der längst kalt geworden. Nehmt nur noch,“ und sie legte ihm wieder ein großes Stück Wildpret vor.

Der junge Czetteritz war nicht müßig, mit einigen raschen Schnitten war der Braten zertheilt, und er hatte noch nicht das letzte Stück mit seinen scharfen Zähnen zermalmt, als schon der Wein erschien und die junge Beatrix auf einen Wink der Mutter ihm den vollen Becher kredenzte. Czetteritz wischte sich rasch seinen mächtigen Knebelbart, schluckte den letzten Bissen ganz hinunter und nahm mit ritterlichem Anstand den Becher in Empfang. „Auf Euer Wohl, Mühmchen Beatrix, und auf das Eure, liebe Muhme!“ und nach einem tüchtigen Schluck fuhr er in gewohnter Redseligkeit fort: „Podiebrad ist, obwohl Hussit, der tüchtigste und rechtschaffenste Mann in Deutschland, ich hab' sonst keine Scheu und verkehr' mit Königen und Fürsten wie mit meines Gleichen; aber bei dem Gubernator von Böhmen war mir's doch, als ob mich eine besondere Ehrfurcht beschlich, und ich ver-

neigte mich tiefer vor ihm und sprach bedächtiger, als dürfte er kein nichtig, unnütz Geschwätz hören."

„So ist er sich gleich geblieben, der kleine Giska! Er betrug sich als Knabe schon wie ein König," bemerkte die Wittwe.

„Ihr kennt ihn?" frug Hermann überrascht.

„Ihr wißt, Hermann, Eure Mutter und ich stammen von dem alten czechischen Geschlecht der Ciala. Meine Schwester starb zu früh, um Euch vielleicht zu erzählen, daß der Knabe Podiebrad unser Spielgefährte war und, obwohl jünger als wir, uns doch an Verstand und Klugheit weit überflügelte."

Der junge Czetteritz erzählte sodann weiter von seinen Abenteuern. Sein unruhiger Sinn hatte ihn im ganzen deutschen Reich umhergetrieben, und die beiden Frauen hörten mit besonderer Aufmerksamkeit auf die Berichte seiner Irrfahrten, die Hermann nicht ohne Laune zum Besten gab. Besonders lauschte Beatrix auf diese Schilderungen; wurde ihr doch damit eine bunte, wunderliche Welt vor die Seele geführt, wie sie das junge Mädchen nicht zu träumen vermocht!

Bitsch achtete nicht auf die Plauderei des Freundes und schrak förmlich auf, als dieser sich mit der Frage an ihn wandte: „Und was hast Du getrieben? was denkst Du zu thun? Du wirst doch nicht hierbleiben in dem dumpfen Nest? Du mußt hinaus in die Welt und dort Deine Kräfte proben."

„Ich bleibe hier," entgegnete der Stadtschreiber, bestimmt, „ich will dem Wohl und Gedeihn der Vaterstadt meine Kräfte widmen."

„Um Undank zu ernten, wie Alle! Glaubst Du, ich weiß Nichts mehr von den alten Geschichten, — denk' doch an Solon, an Themistokles, die auch zur Stadt hinausgejagt wurden."

Bitsch lächelte. „Du machst mit Deiner Gelehrsamkeit Deinem alten Lehrer, dem Pfarrer Humbert, alle Ehre; aber ich bleibe dennoch hier. Binnen Kurzem müssen in Liegnitz große Dinge geschehen, und dann brauch' ich vielleicht auch Deine Hilfe."

„Zähl' darauf," entgegnete Czetteritz bestimmt und reichte seinem Vetter die Rechte. „Was sollt' es aber hier für einen Tanz geben! wollt Ihr den Bürgermeister vom großen Amtsessel jagen?"

„Vielleicht Etwas mehr," entgegnete Bitsch. „Mit dem Leben Herzogin Elisabeth's geht's zur Neige, und" —

„Wirklich?" unterbrach ihn die Mutter und fuhr erschrocken von ihrem Sitze auf, „das wär' ein Unglück für Dich, Ambrosius; sie hat seit dem unseligen Ende meines Bruders für uns eine besondere Neigung gehegt, und auch ich ehr' und lieb' sie wie eine Schwester."

„Sie läßt Dich grüßen, Mutter," bemerkte Bitsch, „nur sei unbesorgt; mit ihrem Tode erst beginnt für mich und will's Gott auch für unsere Stadt eine

neue Zukunft. Wir werden frei werden von diesem schändlichen Druck, von diesem Aussaugen und Gelderpressen," fuhr er mit Begeisterung fort, „und unter königlichem Banner soll sich Liegnitz zur zweitmächtigsten Stadt Schlesiens entfalten."

„Und Herzogin Hedwig? willst Du sie aus ihrem Erbe treiben?" und die lebhafte Frau schlug überrascht die Hände zusammen.

„Nein, aber ich will sie gar nicht erst eine Erbschaft antreten lassen, die ihr nicht gebührt," war die Antwort.

Czetteritz zeigte eine gewisse Ueberraschung und rief hastig: „Das ist prächtig, da find' ich die Arbeit schon halb gethan!" Noch ehe Bitsch sich über diese dunkle Rede Aufschluß erbitten konnte, fuhr Hermann fort: „Doch erklär' mir nur, was ist das für eine Geschichte, ich hörte beim Kaiser schon davon schwatzen."

„Beim Kaiser?!" rief der Stadtschreiber erstaunt. „So achtet er darauf und wird das offene Lehn einziehen?"

„Hm, wir sprechen noch davon," entgegnete Czetteritz ausweichend, „erzähl' Du mir nur die Sache, damit ich endlich klug draus werde."

„Die Sache ist sehr einfach," erwiederte Ambrosius. „Elisabeth bekam Liegnitz vom Herzog Ludwig nur als Leibgedinge, der erhielt's von seinem Oheim, Bischof Wenzel, zum Geschenk. Aber ich behaupte, schon mit dem Tode Bischof Wenzel's war das Lehn

erloschen, er konnte gar nicht das Herzogthum seinem Neffen schenken,"

„Ganz recht, Ambrosius, das heißt man ein wahres Wort sprechen," rief jetzt plötzlich die Stimme eines Mannes, der geräuschlos eingetreten war und heftig fortfuhr: „Nicht die Piasten, sondern das breslauer Domkapitel war der einzige rechtmäßige Erbe des Bischofs." Der Sprecher, der jetzt an den Tisch herantrat und die kleine Gesellschaft feierlich grüßte, war ein Dominikaner-Mönch. Es war ein großer, sehr magerer Mann, dessen blasses, gelbes Gesicht mit den tiefliegenden, dunklen Augen die leidenschaftliche Gluth eines Südländers verrieth. Der fromm-begeisterte Blick seines Auges, der fast immer, als suche er sich dem Irdischen so fern wie möglich zu halten, hochaufgerichtete Kopf, die beinahe edle Hoheit seines Antlitzes zeigten nur zu deutlich den religiösen Schwärmer.

Bitsch blickte überrascht auf — da kam ein neuer Bewerber um das Herzogthum, an den er am wenigsten gedacht hatte, und damit konnte die Sache noch gefährlicher werden! Nur einen Augenblick ließ sich der Stadtschreiber von diesem Gedanken beunruhigen, im nächsten hatte sein scharfer Verstand schon den Ausweg gefunden. — Der Mönch mußte zu einem Bundesgenossen gemacht werden, der ihm den Weg bahnen half, und der im entscheidenden Augenblick schon beseitigt werden konnte, und er wandte sich

deshalb freundlich zu dem bereits von der Mutter zum Sitzen eingeladnen Mönche mit den Worten: „Es freut mich, Pater Benedetto, daß wir einer Meinung sind; auch ich kann Hedwig nicht für die rechte Erbin ansehen; nur weiß ich freilich nicht, auf welche Seite sich unsere gute Stadt schlagen wird.“

„Will's Gott, auf die rechte!“ entgegnete der Mönch. „Wie hat der Himmel diese Herzoge gezüchtigt, daß sie sich schändlich am rechtmäßigen Gut der Kirche vergriffen!“ fuhr der Dominikaner mit blitzenden Augen fort. „Wenzel starb in Kummer und Gram, Ludwig wurde in einer Badestube in der Frauengasse vom Tode plötzlich hinweggerafft, ohne die Segnungen der Kirche zu empfangen. Gott sandte seine schwersten Plagen über dies Land: Hunger, Pest und Kriegsnoth, um es zu züchtigen und zu lehren, wer sein rechter Herr.“

„Was kann das arme Land dafür, daß Bischof Wenzel nicht besser für die Kirche sorgte und sein Herzogthum weiter verschenkte?“ entgegnete Czetteritz, und ein spöttisches Lächeln kräuselte seine stolzen Lippen. Der Mönch schien erst jetzt den Ritter zu gewahren, und ohne den Angriff zu erwiedern, ohne eine Miene zu verziehen, frug er ein wenig höhnisch: „Seid Ihr schon zurück? Es giebt ja des Kriegslärms in deutschen Landen noch genug, oder ist jetzt Eure Zunge schärfer als Euer Schwert?“

„Meine Feinde fürchten beide,“ entgegnete Czette-

ritz ruhig, „und da Ihr das Schwert haßt, muß ich unsere Kämpfe mit der alten Waffe fortsetzen."

Ueber das gelbe Antlitz des Mönches flog es fast wie ein Lächeln; ein flüchtiger Blick streifte beinahe mitleidig den jungen Mann, als wolle er damit ausdrücken: „Du bist bereits geschlagen."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür, und eine zarte, schmächtige Frauengestalt trat über die Schwelle. Sie war in weiße Gewänder dicht verhüllt; schon ihre ganze Erscheinung hatte etwas Nonnenhaftes; aber wer vollends dies ätherklare, gottbeseligte Antlitz sah, das mit allem Irdischen freudig abgeschlossen, der mußte unschwer in ihr die Braut des Himmels erkennen. Es war Mechthild, die frühere Verlobte Hermann's. Ja, damals hatte in heißer, glühender Liebe ihr Herz für den schönen Mann geschlagen, sie wäre freudig dem wilden stürmischen Kriegsmann auf seinen von Wald und Bergen eingeschlossenen Fürstenstein gefolgt, selbst auf die Gefahr hin, wie eine zarte Rose in seinen Händen rasch zu verwelken; aber so lange der Vater Hermann's lebte, durften die Liebenden an eine Verbindung nicht denken. Der alte Czetteritz war ein kranker Mann, dessen Leben an einem dünnen Faden hing, und deshalb hatte man beschlossen, die Heirath so lange hinauszuschieben, bis der alte Ritter zu seinen Vätern versammelt und ihm damit durch diese nicht standesgemäße Verbindung seines Sohnes der letzte und schwerste Kummer

erspart würde. Er hatte schon die Heirath seiner Schwägerin mit einem Bürgerlichen arg gemißbilligt und jede Verbindung mit der spätern Notarsfrau abgebrochen, und trotz der nahen Verwandtschaft würde er in eine Verheirathung Hermann's mit seiner Cousine nie gewilligt haben. Da hatte es den jungen Czetteritz, diesen unruhigen Brausekopf, nicht mehr in Schlesien gelassen; er mußte wieder hinaus in die Welt, in das Geräusch des Lebens. Wohl hatte er das Bild der Geliebten in seiner Brust treu bewahrt, denn diese Treue für die Dame des Herzens gab ja erst der ganzen Irrfahrt Reiz und Leben; aber eine Nachricht in die Heimath senden hatte damals seine Schwierigkeiten, — das Schreiben war so mühselig, und dann — wo fanden sich sichere Boten! Deshalb klagte schon der Minnesänger Rothenburg:

„Denn sie bat mich, da ich von ihr schied,
Ihr zu senden doch mein Liebeslied;
Gerne wollt' ich's senden,
Wüßt' ich nur, wer's bringt
Recht zu ihren Händen,
Da nicht jedem Boten das gelingt."

So war es gekommen, daß wohl von Zeit zu Zeit irgend ein Wandersmann einen mündlichen Gruß von Hermann, aber sonst kein Zeichen gebracht hatte, daß seine Liebe auch im Getümmel der Welt dieselbe geblieben sei. Aus einem Jahre waren drei geworden, und in dieser langen Zeit war es dem Mönche gelungen, Mechthild den Freuden dieser Erde zu ent-

fremden und für den Himmel zu gewinnen. Pater Benedetto hatte ihr, selbst wenn der Papst den Dispens ertheile, die Heirath mit ihrem Vetter für eine Sünde ausgelegt, ihr in den lebhaftesten Farben das rohe, wüste Treiben ihres Bräutigams und den tiefen, wandellosen Frieden geschildert, der ihr im Schoße der katholischen Kirche harrte. Mechthild war ohnehin eine sinnig-beschauliche Natur, sie hatte den Trübsinn ihres Vaters, und nur in den schönsten Tagen ihrer Liebe schien ein Tropfen jenes frischen Czechenblutes durch ihre Adern zu rollen, das ihrer Mutter noch im Alter das Herz bewegte. Jetzt war ihre Seele ein glatter Spiegel, auf den selbst das Wiedersehen des Geliebten kaum einen Hauch zu werfen schien. Ganz anders wurde der arme Hermann davon erschüttert; er wollte eben einen zweiten Becher an seine Lippen setzen, als Mechthild hereintrat. Bei ihrem Anblick sprang er auf, die Hand schien wie gelähmt, und seine Augen blickten so starr und entsetzt auf seine ehemalige Braut, als träte ihm eine Erscheinung aus dem Grabe entgegen. „Mechthild!“ rief er mit einem Tone schmerzlicher Ueberraschung und bitterer Enttäuschung, der wie ein schneidender Klagelaut durch jedes Herz zittern mußte. Der Becher entsank seiner Hand und rollte mit dem vollen Inhalt zur Erde.

Ueber Mechthild's Lippen zuckte es bei Hermann's Ausruf wie ein letztes, schwaches Wetterleuchten; sie warf einen Blick zum Himmel, als wollte sie sagen:

„warum hast Du mir nicht diesen letzten Schmerz erspart?“ dann trat sie ruhig Hermann näher und sagte mit fester Stimme: „Gönne mir den Frieden, den ich in der Welt hätte nimmer finden können — leb' wohl! Gott sei mit Dir!“ und ihre Augen wie zum Scheidegruß in alter Innigkeit auf ihn heftend, schritt sie langsam hinaus.

Czetteritz streckte die Hände nach ihr aus, als könne er sie damit zurückhalten, rief noch einmal: „Mechthild!“ sank dann auf seinen Stuhl zurück und blickte unverwandt auf die Thür, in der die Geliebte ihm für immer verschwunden, während ein paar große Thränen langsam über seine gebräunte Wange rollten.

Ein peinliches Schweigen entstand; Alle, bis auf den Mönch, waren von diesem Vorgange tief erschüttert. Die gelben Wangen des Dominikaners bedeckte eine flüchtige Röthe; seine Augen leuchteten, und er blickte triumphirend auf den jungen Ritter, dem er den Sieg abgewonnen und gewiß die schwerste Wunde geschlagen hatte. Wohl war es ihm ein Sieg des Himmels über die Erde, das Entreißen einer Mädchenseele aus irdischen Banden; aber vielleicht war dies Gefühl doch nicht ganz rein und mit der Freude gemischt, gerade diesem übermüthigen Ritter die Braut für immer entrissen zu haben.

Die Mutter bereute es jetzt, daß sie ihrem Vetter nicht vorher diese Mittheilung gemacht hatte, doch ihr

heiterer Sinn ging solchen Erörterungen so lange wie möglich aus dem Wege, und dann hatte sie nicht erwartet, daß Mechthild ihr Zimmer verlassen würde.

Mechthild war aus dem Kloster zum letztenmal in das elterliche Haus zurückgekehrt, um nach dem Gebrauche jener Tage auf kurze Zeit die Freuden dieser Welt kennen zu lernen und dann ohne Reue den Schleier zu nehmen. Es war ihr nicht mehr wohl geworden im Eltern-Hause; sie war demselben bereits entfremdet, und anstatt noch einen Blick in das bunte, mannichfaltige Leben zu werfen, hatte sie sich in ihr Zimmer eingeschlossen und die Stunde herbeigesehnt, in der sie wieder in ihre stillen Klosterräume zurückkehren konnte. Und jetzt, an der Schwelle zum Grabe noch einmal dies Zusammentreffen! — das allen berauschenden Rosenduft des Erdenseins zu ihren schon halb erstorbenen Sinnen führen mußte! —

Auch Beatrix hatte in ihrer jugendlichen Herzenswärme mit ihrem Vetter das innigste Mitleid. War er doch bei seinem Besuche stets lieb und freundlich gegen sie gewesen, hatte er doch mit ihr gespielt und getändelt, wie es das neckische, vierzehnjährige Kind gern gehabt. Wie viel lustige Geschichten hatte der Vetter seiner künftigen kleinen Schwägerin erzählen müssen, und wie herzlich hatte sie dabei gelacht, daß ihr die ernste Mechthild oft ihre Lustigkeit gerügt. Die beiden Schwestern hatten von frühester Kindheit mit einander eine große äußerliche Aehnlichkeit, so daß

Hermann beim Wiedersehn Beatrix wohl für seine Braut halten konnte; desto mehr waren sie in ihrem Innern verschieden. Während Mechthild frühzeitig zu Ernst und Schwermuth geneigt war, blieb Beatrix die Heiterkeit selbst, und ihrem herzlichen, hellen Lachen hatte oft selbst der ernste Vater nicht widerstehen können, dessen Liebling sie überhaupt gewesen war, wie sich die Gegensätze ja stets am innigsten berühren. Beatrix würde vielleicht nicht nur in Blicken ihr Mitleid gezeigt, sondern es auch ausgesprochen haben, wenn nicht die strengen blitzenden Augen des Mönches fortwährend auf ihr geruht und sie zum Schweigen verurtheilt hätten.

Bitsch unterbrach zuerst die fast unheimliche Stille, und die Hand vertraulich auf Hermann's Schulter legend, sagte er weich und herzlich: „Armer Freund! es ist schwül im Zimmer, laß uns in's Freie gehen, komm!"

Czetteritz raffte sich gewaltsam auf, und mit der Hand über die Stirn fahrend, als könne er damit all' die düstern Gedanken verscheuchen, wandte er sich mit erzwungener Lustigkeit zur Matrone: „Verzeiht, Base, daß ich Euren köstlichen Wein verschüttet, — es reut mich schwer." — „Klagt nicht!" entgegnete die Wittwe mit seltnem Ernst, „mir sind die schönsten Hoffnungen verschüttet worden, und ich muß es auch ruhig tragen!" — Sie reichte ihm in mütterlicher Zuneigung ihre Hand, die Hermann ehrfurchtsvoll an seine Lippen preßte.

„Lebt wohl, Beatrix!“ wandte sich Czetteritz zu dem jungen Mädchen, „soll ich Euch das nächste Mal wieder eine lustige Geschichte erzählen, oder wollt Ihr auch —“ er vollendete den Satz nicht und eilte, ohne den Mönch weiter eines Blicks zu würdigen, mit seinem Freunde rasch hinweg, während Beatrix erbleichte und mit thränenden Augen vor sich hinflüsterte: „nein, nicht wollen — aber müssen — das ist das Schlimmste!“ —

„Ich habe mit Euch noch Etwas zu reden, verehrte Frau!“ begann jetzt der Mönch, als er hörte, wie die schweren Tritte Hermann's und seines Begleiters auf dem Vorsaal verhallten.

Das gewohnte heitere Lächeln der Wittwe verschwand; ein Seufzer rang sich unwillkürlich aus tiefster Brust heraus, und sich nur mühsam zusammenraffend, wandte sie sich zu ihrer Tochter: „Beatrix, geh' einen Augenblick in den Garten, sieh', ob Du schon Veilchen findest.“

Beatrix erhob sich, sie wußte, welche Kämpfe ihrer armen Mutter bevorstanden, und als ihr die Mutter zum Abschied einen Kuß auf die Stirn drückte, schmiegte sie sich innig liebend an sie an, und ein paar Thränen glänzten in ihren Augen. „Geh', Kind, freue Dich noch des Sonnenscheins, so lange Du kannst!“ und sie sah der Davoneilenden mit einem solch' schmerzlichen Blicke nach, wie ihn nur eine Mutter hat, die ihr Kind bald auf immer zu verlieren fürchtet.

Die Matrone lehnte sich in ihren Stuhl zurück und bedeckte die feuchten Augen mit ihrer Rechten. Eine lange Pause entstand; endlich unterbrach der Mönch das Schweigen. „Warum klagt Ihr so bitter, wunderliche Frau? während Ihr freudig die Hände zum Himmel heben solltet, der gnädig zwei Eurer Kinder in seinen sichern, heiligen Schutz nehmen will."

„Mir entreißen, mir rauben!" rief Gertrud in finsterer Verzweiflung und rang die Hände. „Frevelt nicht!" entgegnete der Dominikaner streng. „Ihr freilich sähet lieber Mechthild in den Armen dieses wilden Menschen, als in dem des Himmels."

„Scheltet ihn nicht! es ist mein Verwandter!" entgegnete die Wittwe abwehrend, „und meiner Tochter wird es auch einen harten Kampf kosten." „Um so schöner ist der Sieg!" entgegnete der Mönch in tiefster Ueberzeugung, „ich habe mich dieses Zusammentreffens gefreut; nach diesem letzten Sturm wird der Frieden des Klosters Mechthild desto beglückender umpfangen!" Die Matrone schüttelte das Haupt. „Ihr kennt nicht die großen Schätze unsers Glaubens," fuhr der Dominikaner mit erhobener Stimme fort, „weil Ihr vom Pfade abgewichen und Euch in die Arme jener Irrlehre geworfen, die so viel Krieg und Unheil in die Welt geschleudert hat." Frau Gertrud blickte dem Mönche ruhig in's zornfunkelnde Auge und entgegnete mit der Sicherheit unerschütterlicher Ueberzeugung: „Ihr habt meinen in Gott ruhenden

Mann wieder zu Eurem Glauben bekehrt, laßt's Euch damit genug sein — Ihr wißt, Frauen sind halsstarriger, und ich bin — eine echte Böhmin."

Ein mächtiger Zorn über diese halb in spöttischem, halb in treuherzigem Ton geäußerten Worte brauste in dem Herzen des Mönches auf; er wollte schon die Lippen zu heftiger Entgegnung öffnen, besann sich aber, griff nach seinem Rosenkranz, den er rasch in seinen Fingern drehte, und dann ruhiger geworden, begann er: „Ja, ich habe mit dem Beistande Gottes Euren seligen Mann vom Verderben gerettet und eine Lehre wieder aus dem Herzen gerissen, die ihm ein zärtlicher Weibermund nur zu tief eingeträufelt hatte, und er gelobte, wie Ihr wisset, zur Entsühnung seines jahrelangen Irrthums, sein jüngstes Töchterlein dem Kloster zu übergeben, und Ihr, Frau Gertrud, mußtet ihm auf dem Todtbett schwören, sein Gelübde zu erfüllen."

„Er bestimmte seine jüngste Tochter für das Kloster," erwiederte die Mutter, „weil die älteste bereits Braut war, und er sein Wort seinem geliebten Neffen nicht brechen wollte. Euch aber, Pater Benedetto", fuhr sie mit erhobener Stimme fort, und ihr helles Auge ruhte durchdringend auf dem Mönche, „Euch ist es gelungen, Mechthild ihrem Wort untreu zu machen; sie geht in's Kloster, und nun verlangt Ihr auch, daß mein zweites Kind denselben Weg wandern

soll! Wird nicht durch Mechthild das Gelübde des Vaters erfüllt?“

„Wie oft habe ich Euch Euren Einwurf widerlegt; aber Ihr seid in der That halsstarrig!“ entgegnete der Mönch. „Ihr habt Eurem Manne den heiligsten Eid schwören müssen, Beatrix dem Kloster zu widmen, und daran läßt sich nicht mäkeln!“

Frau Gertrud's scharfer Verstand hielt sich damit noch nicht geschlagen, und sie erwiederte: „Der arme Ambrosius wollte nur seinen Irrthum büßen und brachte dafür eine Tochter zum Opfer; er würde nicht das Herz gehabt haben, mir auch das jüngste Töchterlein zu entreißen, wenn er geahnt hätte, daß noch Mechthild den Schleier nehmen würde.“

„Euer Einwurf macht der Frau eines Notars alle Ehre,“ entgegnete der Mönch, und ein kaum merkliches Lächeln spielte um seine Lippen; „aber deutelt nicht an Eurem Eidschwur und hütet Euch, meineidig zu werden!“ Der Mönch sprach diese letzten Worte so scharf und schneidend, sein ohnehin bewegungsloses Gesicht nahm einen so ehernen, unerschütterlichen Ausdruck an, daß die Widerstandskraft der Wittwe davon gebrochen wurde; sie ließ die Arme müde und erschöpft in den Schoß sinken, und über das sonst so seelenheitere Matronenantlitz breitete sich eine tiefe Schwermuth.

Pater Benedetto blickte überrascht auf das kummerbleiche Antlitz der armen Frau; vielleicht regte sich

ein Funken von Mitleid in seiner Brust; aber durfte er, der Begeisterte, der Kündiger des wahren Glaubens, der treueste hingebendste Sohn der Kirche, Mitleid haben mit einer Hussitin, einer Ketzerin, die so hartnäckig sich seinen Bekehrungsversuchen verschloß? Nein, hinweg mit dieser Anwandlung von Schwäche! wegen der er sich selbst eine Buße auflegen wollte. Um so rascher ging er jetzt auf sein Ziel los und begann von Neuem: „Nun, seid Ihr noch Willens, Euren Eid zu halten?“

Die arme Frau schien jetzt mühsam Athem zu holen, kein Ton kam über ihre Lippen, sie nickte nur mit dem Kopfe.

„Dann ist es nöthig, daß Ihr sie schon jetzt aus dem Hause gebt, eh' sie in den Becher irdischer Lust geblickt.“

Die Matrone schien, in schmerzliches Nachdenken versunken, auf das Wort des Mönches nicht zu achten, und deshalb wiederholte der Dominikaner mit erhobener Stimme: „Ich muß Euch bitten, Frau Gertrud, zu Eurem und Eurer Tochter Wohl, das Gelübde Eures Mannes endlich zu erfüllen, es ist die höchste Zeit.“

Frau Gertrud fuhr aus ihrem Hinbrüten auf. „Warum drängt Ihr mich?“ rief sie heftig, „könnt Ihr es nicht erwarten, mir mein Kind von der Brust zu reißen?“

„Es muß sein!“ entgegnete der Dominikaner kalt.

„wollt Ihr warten, bis jener abenteuerliche Mann auch Euer jüngstes Kind berückt und sein Herz vergiftet? Wehe Euch, wenn Ihr den ersten Funken nicht erstickt, der, zur Flamme angefacht, das arme, schwache Geschöpf verzehren würde!"

Frau Gertrud stutzte, hatte sie doch selbst bemerkt, mit welcher Theilnahme Beatrix den Erzählungen des Vetters gelauscht, dennoch mochte sie dem Mönche kein Zugeständniß machen, weil es sie viel zu rasch um ihr Kind gebracht hätte, und sie geizte mit jeder Stunde, in der sie noch das Glück hatte, es bei sich zu wissen, und deshalb entgegnete sie rasch: „Beatrix ist ein heiteres, unschuldiges Kind, in ihrem Herzen wird die Liebe noch lange nicht erwachen."

„Ihr irrt Euch," erwiderte der Mönch, „ich habe wohl bemerkt, wie mitleidig sie auf den Ritter blickte, und vom Mitleid zur Liebe ist kein weiter Schritt. Ihr dürft nicht länger zögern," fuhr der Mönch eifrig fort, „sonst muß ich glauben, Ihr wollt dennoch Euren Eid nicht halten."

„Glaubt was Ihr wollt", entgegnete Frau Gertrud, durch das Drängen des Mönches erbittert; „ich werde mein Gelübde erfüllen, nur jetzt, nur heut nicht!"

Die Augen des Mönches nahmen einen unheimlichen Ausdruck an; sein edelgeformtes Gesicht verzerrte sich, und mit der ganzen Gluth eines Südländers, die zu zügeln ihm so schwer gelang, sprang er

vom Stuhl auf und ging in dem Gemache heftig auf und ab. Plötzlich stand er vor der Matrone still, sein Antlitz hatte wieder den alten, unbeugsamen Ausdruck, und mit seiner tonlosen, gedämpften Stimme begann er: „Frau Gertrud, treibt es nicht zum Aeußersten, wagt es nicht, mir zu trotzen, ich müßt' Euch sonst wie ein armselig Gefäß zerbrechen!" Unwillkürlich hatte der Mönch ein Glas ergriffen, und mit einem einzigen Griff seiner schlanken und dennoch kräftigen Finger lag es in Scherben.

Ein kalter Schauer durchrieselte die Brust der armen Frau; — ihr war es wirklich, als griffen diese weißen, eiskalten Hände auch an ihr Herz und brächen es in Stücke; — sie senkte das Haupt und schwieg.

Der Mönch begann von Neuem: „Ihr seid eine Ketzerin, und ich klage mich oft bitter an, daß ich Euch schone — ein Wort von mir, und Ihr wäret dem Untergange geweiht, denn Ihr wißt, wie Liegnitz die Hussiten haßt, und daß meine Rede niemals ungehört verhallt; aber ich will um Eurer Kinder willen nicht Euer Ankläger sein — nur haltet Euren Eid, sonst fordere ich öffentlich Eure Tochter für das Kloster, und dann werdet Ihr nicht wagen, dem Machtspruch zu widerstehen."

Die Matrone war zu erfahren, um nicht zu wissen daß sie rettungslos in den Händen des Mönches, und jeder Widerstand nutzlos sei. Selbst ihr Sohn wär,

nicht stark genug gewesen, sie gegen den einmal aufgeregten Fanatismus der blinden Menge zu schützen. „Barmherzigkeit!“ rief sie, und die arme gequälte Mutter sank dem finstern Mönch zu Füßen. „Laßt mir mein Kind nur noch wenige Wochen — wenige Tage nur!“ fuhr sie bittend fort, und heiße Thränen rollten über ihre welken Wangen. „Ich kann mich noch nicht von ihm losreißen, ich kann es nicht!“ rief sie verzweifelnd und rang die Hände. Pater Benedetto's Antlitz schien sich nur noch mehr zu versteinern. „Ihr müßt!“ sagte er heftig, und in fast wilder Begeisterung fuhr er fort: „Gott legt seine schwere Hand auf Euch, um Euch zu züchtigen für Euren Abfall und zu zeigen, daß Ihr Staub seid, den der Wind verweht, wenn Ihr vom rechten Wege abweicht. Steht auf! Die Bitten einer Ketzerin erhört kein Gott, und ich bin hier an Gottes Statt!“

„Frevler!“ stieß die Matrone zornig heraus und erhob sich. „Gott ist barmherzig! aber Du bist nur ein kalter, herzloser Teufel!“

Der Mönch schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Nun wohl, auch ich will Euch Barmherzigkeit erweisen.“

Gertrud traute kaum ihrem Ohr, ein Freudenstrahl durchblitzte ihre Seele, um wieder rasch zu verschwinden, und sie entgegnete daher zweifelnd: „Ihr, Pater Benedetto? habt Ihr denn noch ein Herz?“ „Ein Herz für die ganze Menschheit,“ entgegnete der Mönch,

und sein flammendes Auge gab Zeugniß von der Tiefe seiner Empfindung. Gerade durch den stürmischen Abfall der Hussiten war eine neue That- und Schnellkraft in die katholische Kirche gekommen, und Pater Benedetto war einer der feurigsten und kühnsten Ankämpfer gegen die schon im Verglimmen begriffene Hussitenlehre. „Ich will Euch von Eurem Gelübde lossprechen lassen," fuhr der Mönch fort, „Ihr sollt Eure Beatrix behalten."

Die Matrone griff nach ihrem Herzen, ein unendlicher Jubel schien durch dasselbe zu stürmen, und sie unterbrach den Dominikaner rasch: „Ich soll mein Kind behalten? o Gott, das ist der Seligkeit zu viel!"

„Ihr habt mich nicht aussprechen lassen!" entgegnete der Mönch, „Ihr sollt Euer Kind nicht verlieren, wenn Ihr selbst wieder in den Schoß unserer Kirche reuig zurückkehrt."

Frau Gertrud lachte wild auf. „Das also war es? Wie boshaft und tückisch Ihr seid! Wie konntet Ihr mich so bitter täuschen! Podiebrad hat lieber auf eine Kaiserkrone verzichtet, als auf seinen Glauben, und ich sollt' ihn aufgeben? Nein, nein, hebe Dich weg, Versucher!"

„Das ist die große Liebe für Euer Kind!" entgegnete der Mönch, und seine dunklen Augen schienen sich wie ein paar Fackeln in ihre Seele senken zu wollen.

„Mein Kind, mein Kind!" rief die arme gequälte

Frau jammernd und rang die Hände. „Und ich könnte Beatrix damit retten!..“ Ein heftiger Kampf durchwogte ihre Brust; aber so leicht beweglich auch der Geist dieser Frau war, so besaß sie doch eine stählerne Kraft, und was sie einmal mit ganzem Feuereifer erfaßt, das vermochte Nichts mehr aus ihrer Seele zu reißen. Vielleicht hätte sie für ihr Kind selbst das schwerste Opfer, das ihres Glaubens, bringen können, wenn ihr scharfer Verstand nicht den Plan des Mönches durchschaut hätte. War nur sie erst von der Hussitenlehre abgefallen, dann war es auch Pater Benedetto, der eine solche Macht über die Geister besaß, ein Leichtes, Beatrix trotz alledem so wie Mechthild für das Kloster zu gewinnen, und sie — als getreue Tochter der Kirche — hätte dagegen nicht ankämpfen dürfen. Jetzt war sie noch frei, Beatrix gehörte noch ihr, und die Schnellkraft ihres Geistes wieder gewinnend, sprang sie auf und rief mit fast freudig erhobener Stimme: „Auch das wär' eine Täuschung! Ich bleibe Hussitin!“ und wie um jedem weitern Kampfe zu entgehen, eilte sie aus dem Zimmer. —

Der Mönch blickte ihr kopfschüttelnd nach. Trotzdem er unverwandten Auges auf das Antlitz der Matrone geblickt und in ihrer Seele gelesen zu haben schien, war er doch überrascht, und er murmelte vor sich hin: „Sie ist in der That eine echte Czechin, und doch muß sie sich fügen! Jetzt aber gilt's Ambrosius

aufzustacheln — ich hätte nicht geglaubt, daß der Sohn der Hussitin ein solch' treuer Freund der Kirche wäre! — Wenn ich allein dies schöne Herzogthum dem Domkapitel gewönne? das wäre ein Sieg!" und seine Augen leuchteten wieder in schwärmerischer Begeisterung. Er trat an's Fenster und faltete die Hände zum Gebet. Wer ihn in diesem Augenblicke, wo er mit seinem Gott sprach, gesehen, der hätte diese für seinen Glauben tief begeisterte Seele bewundern müssen, die alles Irdische, was sich ihm in den Weg stellte, nicht aus Härte und Grausamkeit, sondern aus heiliger Gluth für den Himmel, in Stücke brach und zertrat. Er warf noch einen flüchtigen Blick auf den Markt, der jetzt zur Mittagszeit von Menschen wie rein gekehrt war, und schritt gedankenvoll hinaus. Schon wollte er das Haus verlassen, da fiel ihm Mechthild ein, und hastigen Schrittes eilte er, sie aufzusuchen.

Beatrix war nicht in den Garten gegangen, sondern doch zu Mechthild. Sie fand die Schwester vor einem Kruzifix auf den Knieen, die Hände fromm gefaltet und inbrünstig betend. „O heilige Mutter, gieb mir Kraft, den letzten Kampf zu bestehen, ich bin ja nur ein armes, schwaches Mädchen, und ohne deine Hilfe bricht mir das Herz!"

So lange die Augen Pater Benedetto's wie ein paar leuchtende Sterne auf Mechthild geruht, die in schwärmerischer Begeisterung sie auf den Himmel

wiesen, hatte sie sich stark gefühlt; jetzt, allein auf ihrem Zimmer, war es mit ihrer Haltung doch vorbei. Das Bild ihres Bräutigams in seiner ganzen Manneschöne trat ihr vor's Auge, sie sah seinen tiefen Schmerz, und die Erinnerung an jene Stunden, in denen sie an seiner Seite so glücklich gewesen, zog wie eine verlockende Zaubermelodie durch ihre Seele, daß sie die ernsten Glockentöne der Kirche nicht mehr hörte. Was ist der Frieden der Seele für ein trügerisch Ding! Der leiseste Windhauch vermag Alles umzustürzen. — Wer jahrelang mit der ganzen Inbrunst eines friedensbedürftigen Gemüthes sein Herz in Schlummer gewiegt, den weckt oft der erste, aus jener bunten Welt herüberklingende Ton. —

Auch Mechthild's Herz war wieder erwacht, und die Jungfrau, die noch vor einem Augenblick mit frommem Eifer der Stunde entgegengeharrt, in der sie den Schleier nehmen und eine Braut des Himmels werden konnte, sie, deren Herz eine tiefe Gottbegeisterung erfüllt, drückte jetzt krampfhaft ihre Hände auf ihr wogendes Herz und rief jammernd: „O Gott, das ist zu schwer, zu hart!“ Da hörte sie Tritte in der Gasse, unwillkürlich zog es sie an's Fenster, sie sah ihren Bruder mit Hermann vorübergehen, ihr Bruder mußte ihn auf das Zimmer Mechthild's, das am Ende des Hauses lag, und dessen Fenster auf die enge, kleine Topfgasse hinausgingen, aufmerksam gemacht haben, denn Czetteritz blickte hinauf, er ge-

wahrte Mechthild, und ein so klagender und so schmerzlicher Blick traf ihr Auge, daß sie davon wie gebrochen am Fenster zusammensank und verzweifelnd ausrief: „Hermann!“ als könnte ihn ihr Ruf erreichen und zu ihren Füßen führen. Mechthild raffte sich auf und blickte noch einmal hinaus, sie sah die geliebte Gestalt um die Ecke des Kohlmarktes verschwinden, und damit war ihre Fassung vorbei; sie riß das weiße Flortuch von ihrem Kopfe und schritt mit der ganzen Gluth eines sturmbewegten Herzens durch das Zimmer. Plötzlich hörte sie das Geläut von Kirchenglocken, der langgewohnte Klang schien sie in etwas zu beschichtigen, sie sank auf die Kniee und betete — so fand sie Beatrix.

„Schwester, warum willst Du jetzt der Welt entsagen, wo Dir ein neues Leben blüht?“ rief Beatrix, und das junge Mädchen beugte sich zu ihr nieder und legte schmeichelnd seinen Lockenkopf an die blasse Wange Mechthild's. „Wie schön ist es draußen in der Welt!“ fuhr Beatrix leuchtenden Auges fort, „und wie herrlich müßt' es sein, wenn Du als sein Gemahl auf den prächtigen Fürstenstein einzögest, anstatt im Kloster Dein Leben zu vertrauern. Nein, nein, bete nicht um Kraft, bete um Liebe, denn wenn Du ihn recht lieb hättest, könntest Du nimmer von ihm lassen.“

Mechthild, die zuweilen das lustige Geplauder ihrer Schwester mit frommem Eifer gerügt, lieh ihm heut nur ein zu williges Ohr. Ihre Wange begann sich

zu färben, die strengen Züge aufzuhellen, und ihre mühsam gewonnene Fassung war von Neuem verloren.

„Komm', lass' uns wieder von einer lustigen Zukunft träumen," sagte Beatrix, und das von kindlicher Heiterkeit übersprudelnde Mädchen zog die Schwester auf einen Sessel und hockte sich schmeichelnd an ihre Seite. „Denkst Du noch, wie wir damals auf dem finstern Fürstenstein waren?" fuhr Beatrix fort; „wie war das schön, so rings von Wald und Bergen eingeschlossen zu sein, und wie schweifte der Blick von dem hohen Wartthurm weit hinaus auf die Landstraße, auf der bald lustige Ritter in blanker Rüstung einhersprengten, bald Krämer mit ihren Waaren langsam ihres Weges zogen. Wie war das schön!" und das junge Mädchen schlug in glücklicher Erinnerung die Hände zusammen. „Du magst immer vom Kloster hinausblicken, da siehst Du Nichts wie hohe Mauern und schwarze Kreuze. Nein, dorthin lass' ich Dich nicht, und wie wird Hermann jubeln, wenn er hört" —

„Schweig still!" unterbrach sie Mechthild, die wie alle starken Seelen gerade ihre heißesten Kämpfe vor aller Welt verbarg und die Schwester nicht in ihr fieberhaft zuckendes Herz blicken lassen mochte. „Wenn Dir das Leben einer Edelfrau so anmuthig erscheint, dann" — sie stockte.

„Du weißt ja, daß ich für das Kloster verschworen bin," entgegnete Beatrix mit einem halb schmerz-

haften Seufzer, „ich tauge auch Nichts dazu, ich bin zu kindisch und lustig; Du aber würdest wie eine echte Ritterdame mit edlem Anstand in den Hof reiten, daß die jungen Knappen und die alten Mauern sich demüthigst vor der neuen, ernsten Herrin verneigen müßten."

Ueber Mechthild's Antlitz glitt ein Lächeln. „Nun siehst Du," fuhr die Kleine lebhaft fort, „es gefällt Dir schon in dem alten Schloß, und alle Tage reitest Du auf die Jagd, mit einem Falken auf der Hand, die Jagdhörner klingen, die Sonne scheint so hell, und wenn ich in meiner Zelle recht trüb' und traurig sitz', will ich an all' die Herrlichkeiten denken und doch glücklich sein," und trotz des scherzhaften Tones glänzte eine Thräne in ihrem Auge.

Mechthild stand auf, ihre Hand streifte zärtlich über das weiche Lockenhaar der Schwester, die sich liebevoll an ihre Brust warf. Mechthild hielt sie in ungewöhnlicher Rührung lange umschlungen, und auch über ihre Wange rollte langsam Thräne an Thräne. „Armes Kind!" sagte sie weich und zärtlich. „Nicht wahr, Du gehst nun nicht in's Kloster?" bat Beatrix.

„Mein Sinn steht nach dem Kloster, ich tauge nicht mehr für die Welt," entgegnete Mechthild und blickte traurig zur Erde. „Und doch hast Du mir das Leben da draußen so schön und wunderbar geschildert," fuhr sie erregter fort, „die alten Jugendträume kehren zum Herzen wieder, und mir ist's, als ob der Himmel wieder eine andere Farbe bekäme und

freundlicher auf mich herniederlachte." Sie blickte hinaus, und ihre Augen leuchteten heller auf, sich in das reine Himmelsblau versenkend. „Du findest den Himmel wieder schön, nun bist Du dem Leben halb gewonnen," bemerkte Beatrix.

„Kann ich denn noch glücklich werden?" klagte Mechthild und warf sich erschöpft in einen Sessel, und indem sie den Arm über die Lehne legte, streifte sie ihren Rosenkranz herab. Beatrix hob ihn auf, behielt ihn spielend in der Hand und sagte dann ermunternd: „Habe nur Muth die Kette zu brechen, dann winkt Dir die Freiheit und mit ihr das Glück!"

„Vielleicht!" rief Mechthild, ihre Wangen färbten sich höher, sie wollte aufstehen und mit neu erwachtem Lebensmuth der Zukunft entgegengehen; da trat der Mönch herein. Sein scharfes Auge gewahrte rasch, was in Mechthild's Herzen vorgegangen war, und dicht an sie herantretend, sagte er leise: „Arme Mechthild, Du mußt Dir den Frieden des Himmels theuer erkaufen, doch um so höher wird er Dich beglücken!"

Mechthild wagte nicht aufzublicken; die schwache Röthe auf ihren Wangen war verschwunden, der Hoffnungsstrahl in ihren Augen war erloschen, und der strenge, entsagende Zug kehrte allmählich in ihr Antlitz zurück.

Beatrix gewahrte, wie die Nähe des Mönches hinreichte, die letzte aufkeimende Lebenshoffnung ihrer

Schwester dürr zu legen, und mit der ganzen Keckheit der Jugend sagte sie jetzt: „Warum sollte Mechthild so thöricht sein und jetzt in's Kloster zurückgehen, wo ihr das Leben von Neuem lacht?"

Der Mönch schien die Worte des jungen Mädchens nicht zu beachten, seine Augen ruhten nur mit magnetischer Kraft auf denen Mechthild's. „Je mehr Du hienieden opferst, je höher ist jenseits Dein Lohn! Was ist dies ganze, trügerische Erdenglück gegen die Palmen des Friedens, die uns jenseits winken! Entsagung ist auf Erden unser Loos, wenn wir den Himmel gewinnen wollen!" Pater Benedetto streckte in frommer Begeisterung die Hand zum Himmel aus, und seine schwärmerischen Augen ruhten tief und durchdringend auf Mechthild, daß diese, wie von unsichtbaren Mächten gezogen, dem Mönch zu Füßen sank und schluchzend ausrief: „Der Sieg ist Euer, Pater Benedetto, ich schwanke nicht mehr!"

„Du bist gerettet!" rief der Mönch und machte über sie das Zeichen des Kreuzes.

„Verloren!" entgegnete Beatrix und zerriß im finstern Unmuth den Rosenkranz, daß die Stücke zur Erde rollten. —

Fünftes Kapitel.

Im traulichsten Gespräch wanderten die beiden Freunde, Bitsch und Szetteritz, den Kohlmarkt hinab und zum Glogauer-Thor hinaus. Bitsch besonders war gegen seine Gewohnheit lebhaft und erzählte seinem Verwandten, wie lange und heftig er gegen die Schwärmerei seiner Schwester angekämpft, und sie darüber förmlich zerfallen seien. „Du weißt," fuhr Ambrosius fort, „daß ich überall gern eingreife und all' meine Kraft daran setze, Menschen von Thorheiten zurückzuhalten, es hat mich schon manche Freundschaft gekostet. Seh' ich, daß alle Mühe vergebens, verschließ' ich mich endlich gegen diesen Unverstand und hör' auch dann auf ihr späteres Gewinsel nicht. Mechthild wird ihr Gelübde noch bereuen, dort hinter den Klostermauern sieht's wüster und bunter aus, als sie sich träumt. Am meisten schmerzt mich, daß dieser heimtückische Italiener mich besiegt; er wußte, daß wir einander bekämpften, und nun setzte er vollends alle Kräfte ein; seitdem haben wir eine Rechnung mit

einander abzumachen, ein stiller Haß glimmt zwischen uns Beiden, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um in voller Wuth hervorzubrechen.“

„Und doch waret Ihr heute eines Sinnes,“ bemerkte Czetteritz.

„Ich fürchte, das wird nicht anhalten,“ entgegnete Bitsch und machte ein bedenkliches Gesicht.

Czetteritz, der sich durch die Mittheilungen des Freundes aus seinem Schweigen aufrütteln lassen, erwähnte jetzt, daß sein Vater auf dem Todtbett liege, wie er erfahren, vielleicht schon gestorben sei, und dies ihn endlich in die Heimath gezogen; aber auch eine andere Angelegenheit habe er hier zu besorgen, und er werde sobald als thunlich wiederkommen und sich dann deutlicher erklären, heut fehle ihm dazu die Ruhe.

„Dein Vater wird jetzt wirklich sterben?“ frug Bitsch beinahe bitter, weil er überzeugt war, daß nur an dem Vorurtheil des alten Mannes das Glück seiner Schwester zertrümmert worden.

„Ja, diesmal ist's der Tod,“ entgegnete Hermann, „und ist's nicht toll, daß ich gerade jetzt Mechthild verliere, wo mir die Freiheit wird?“

„Der Himmel liebt es, mit der Erfüllung unserer Wünsche sein Spiel zu treiben. Wir lassen zuletzt die Früchte gleichgiltig in den Staub rollen, nach denen wir einst sehnsüchtig die Hände ausgestreckt!“ bemerkte Bitsch und erschrak selbst über seine eigenen Worte.

Vielleicht rang auch er nach großen Zielen, die werthlos wurden, wenn er sie erreicht hatte . . .

Vom Kohlmarkt aus sieht man schon das alte Piastenschloß über die Stadtmauern emporragen. Der junge Stadtschreiber wollte, als sie das Glogauer Thor hinter sich hatten, seine Schritte dahin lenken; aber Czetteritz wies auf eine seitwärts des Schlosses liegende Herberge und erklärte: „Ich bin nicht auf's Schloß gekommen, sondern dort abgestiegen, weil ich bald wieder fort muß, und ich Euch nur überraschen wollte,“ setzte er mit trübem Lächeln hinzu.

Aus der Herberge „zum Panzerhemd“ schallte ihnen bereits von weitem wildes Geschrei entgegen. Schon im Hofe, den sie jetzt durchschritten, sah es bunt und verworren aus. Schmutzige Karren mit Kaufmannswaaren standen umher, während die abgeschirrten Gäule in halb verfallenen Krippen ihr Futter suchten. Die Knechte der Krämer, meist stämmige, verwegene Bursche, die wohl alle schon einmal einen kleinen Strauß mit Wegelagerern durchgemacht haben mochten, standen oder lagen bei ihren Karren. Der Eine mit Gier seinen schlechten Grützbrei verzehrend, der Andere eingeschlafen, noch immer die Bierkanne in der Hand haltend, deren letzter, süßer Inhalt längst über seine schmutzige Jacke gelaufen, die davon kaum noch dunkler gefärbt werden konnte. Ein Dritter stand mit seinen kurzen, dicken Beinen vor dem Hofhunde, zeigte ihm eine dürre Brodrinde

und belustigte sich an dem Gewinsel und heisern Gebell des armen, hungrigen Thieres. Dort schnallte ein vierter Knecht bald die Waarenballen fester, bald blickte er zur Thür und schimpfte auf seinen angetrunkenen Herrn, der noch nicht zur Abreise zu bewegen war. Ein Fünfter suchte mit täppischer Zärtlichkeit eine über den Hof eilende Magd zu erfassen, die ihn, zum Gelächter der Uebrigen, in's Gesicht schlug und in dem Hause wieder verschwand. Verlaufenes Gesindel mit struppigen Bärten und aufgedunsenen Gesichtern strich katzenartig um die Karren herum, den Augenblick zu erlauern, wo es unbemerkt Etwas erbeuten konnte. Dort wälzten sich eine Menge Kinder im Schmutze herum und theilten ihr Lager mit Schweinen und Hunden, während Hühner und Tauben das Gewirr vollzählig machten und wie die Kinder jeden Augenblick in Gefahr kamen, ertreten zu werden.

In einem Winkel des Hofes hatte sich eine Gruppe um den Knappen Hermann's gebildet und horchte den lustigen Erzählungen des zwar bejahrten, aber immer noch rüstigen Mannes, der so hübsch und anmuthig zu lügen wußte, daß der Kreis um ihn immer dichter wurde. Es waren hier meist die untersten Diener der Herzogin versammelt, vom Hundejungen bis zum Reitknecht hinauf. Alle freuten sich, einmal Etwas von da draußen zu hören, und wie es in der Welt zugehe.

„Ja, ich sage Euch," fuhr der Knappe in seiner

Erzählung fort, „diese Jungfrau von Orleans war ein wahrer Satan, und wo sie schon mit ihrer blutrothen Fahne ankam, stob Alles auseinander. Das hatte endlich mein Herr satt, und er sagte zu mir: „Georg, wir müssen die wilde Katze fangen!“ und hinein ging's und auf die Fahne los. Mir bubberte wohl das Herz, aber rechts und links flogen die Franzosen von ihren Pferden herunter, ein paar herzhafte Engländer kamen hinter uns drein, und richtig“ —

Der Knappe hielt plötzlich inne, denn sein scharfes Auge hatte seinen Herrn entdeckt. Er schlug einen der Hundejungen auf den in dummer Neugierde geöffneten Mund, „und richtig, steht dieses Scheunthor noch offen,“ setzte er brummend hinzu, und ohne auf die das Ende seiner Erzählung mit Spannung entgegensehenden Zuhörer zu achten, drängte er sich mit derben Rippenstößen durch die Menge zu seinem Herrn.

„Bring' mir den Ziska!“ rief Czetteritz.

„Ziska?“ flüsterten Alle verwundert den noch immer gefürchteten Namen nach. Georg beeilte sich, das stattliche Roß seines Herrn aufzuzäumen.

Drinnen in der von Gästen vollgepfropften Stube schien es noch wilder und lustiger zuzugehen. Eine Menge wüster Gesellen tobte darin umher; denn die Herberge war vom frühen Morgen bis in die späteste Nacht ein fortwährender Schauplatz der tollsten und geräuschvollsten Auftritte. Hier kehrten alle Krämer ein, um einige Stunden zu rasten, ehe sie in die Stadt

zogen, hier suchten alle Ritter und Abenteurer ein Unterkommen, die auf dem Schlosse oder in einem Kloster keins finden konnten. Im nahen „Panzerhemd“ vertrieben sich lustige, müßige Gesellen aus der Stadt die Zeit, um Händel zu suchen und Prügel zu bekommen, hier zechten die Leute der Herzogin, um die langsam hinschleichenden Stunden unter lustigen Genossen todt zu schlagen.

Die kluge Herzogin wußte wohl, was sie gethan, als sie trotz aller Einsprüche und Beschwerden der Liegnitzer Weinherren diese Herberge bauen lassen und gegen einen hübschen Zins einen Dienstmann hineingesetzt hatte. Seitdem forderten lange nicht so viel herumschweifende Abenteurer die herzogliche Gastfreundschaft, noch fielen sie mit roher Zügellosigkeit in die stillen Mauern der Klöster. In der Herberge ging es ja weit lustiger zu, dort gab es immer Gesellschaft, Musik und Gesang, dort war das Leben ein fortwährender Tanz, zu dem man gern mit Bierkrügen auf den Schädeln seiner Zechgenossen den Takt schlug.

Jetzt aber drang aus der niedrigen Stube noch ein verworreneres Geräusch. Es klang wie das Zerbrechen von Schemeln; rohe Flüche wurden gehört, und man schrie drinnen wild durcheinander. Ein junges Mädchen stürzte mit fliegenden Haaren heraus und rief verzweifelnd: „Hilfe! Hilfe! sie ermorden meinen Großvater!“

Das dunkle Haar, die brennenden Augen, der ganze Schnitt des Gesichtes wie die Kleidung zeigten nur zu deutlich, daß die Fremde von jenem armen Volke stammte, das in jenen dunklen Tagen schlimmer als das Thier des Waldes gehetzt und verfolgt wurde. Als sie die beiden Ankömmling bemerkte, entdeckte ihr scharfes Auge sogleich den höhern Stand derselben; sie warf sich dem jungen Stadtschreiber, der ihr am nächsten stand, zu Füßen, und flehend die Hände ausstreckend, rief sie noch einmal mit der ganzen Inbrunst einer Verzweifelnden: „Edler Herr, rettet meinen Großvater!"

Bitsch blickte überrascht und verwundert auf die schöne Jüdin. Im ersten Augenblick wär' er fast versucht gewesen, „Eva!" auszurufen, so sehr glich sie der Tochter des würdigen Bürgermeisters Hieronymus. Das war dieselbe hohe, fast gebieterische Erscheinung, dasselbe dunkle Haar, dieselben blitzenden Augen und derselbe Sammethauch der fast gelblichen Gesichtsfarbe; aber die Nase der Jüdin war schärfer gebogen, und statt dem stolzen, strengen Blick Eva's lag in den Augen der vor ihm Knieenden eine scheue Furcht, wie sie an dem aufgescheuchten Reh bemerkt wird, das vor seinem Feinde flüchtet. Aber die Kleidung schon hätte den Stadtschreiber enttäuschen müssen; die Jüdin trug nur einen dunklen, wollenen Rock, der, schmutzig und zerrissen, ihre schlanken Glieder umhüllte, ein verschossenes, gelbseidenes Tuch hing unordentlich

um ihren Nacken und ließ eine Perlenkette hervorblinken, die an ihrem weißen Halse funkelte.

Der Stadtschreiber theilte ganz die Vorurtheile seiner Zeit; er würde die Jüdin verächtlich von sich gewiesen haben, wenn nicht diese seltsame Aehnlichkeit ihn milder gestimmt und seine Theilnahme geweckt hätte. „Was willst Du?“ frug er kurz, während Czetteritz der Jüdin gleichgiltig den Rücken kehrte und seinen Ziska streichelte.

„Rettet meinen Großvater, sie wollen ihn drin erschlagen!“ bat die Jüdin noch einmal und richtete sich in die Höhe, um wieder in die Wirthsstube zu dringen. Bitsch folgte ihr, obwohl ihn Czetteritz lachend abmahnte: „Lass' sie doch den alten Juden abprügeln, er wird sie betrogen haben!“ Der Stadtschreiber hörte nicht auf ihn und drängte sich in das Haus. „Er bleibt ein Narr!“ brummte Hermann und folgte doch seinem Vetter, um ihm wenigstens den Rücken zu decken.

In der Stube waren Bänke und Tische übereinandergeworfen. Bitsch gelang es kaum, durch das Getümmel in die Mitte der Stube zu dringen. Dort bot sich ihm ein erschütternder Anblick dar. Es war schon Blut geflossen. Ein junger Mensch lag am Boden und schien kein Lebenszeichen von sich zu geben, und der dem armen Burschen so arg mitgespielt hatte, versuchte jetzt an dem alten Juden sein Müthchen zu kühlen und hieb wüthend auf ihn ein, so daß

sich der Gequälte unter seinen Streichen ohnmächtig wand und krümmte. Die Umstehenden blickten mit roher Freude auf dieses nichtswürdige Schauspiel, und keine Hand regte sich, dem Wüthenden Einhalt zu thun. Eben hatte der junge Mensch wieder den Arm erhoben, um seinem Opfer einen Streich zu versetzen, und dabei mit wuthblitzenden Augen gerufen: „Ich schlachte Dich ab, wie ein krankes Kalb!“ Da fiel ihm Bitsch kräftig in den Arm. Der wüthende Bursche wandte sich um, stieß einen wilden Fluch aus und erhob schon das Schemelbein, um es gegen diesen neuen Angreifer zu schwingen, da erkannte er Bitsch, und der erhobene Arm sank langsam herunter. „Ah, Ihr seid's, Herr Stadtschreiber! das war ein Glück. Ihr habt den Metzgern wacker geholfen, und mein Vater hält seit gestern große Stücke auf Euch.“

Judith hatte sich ebenfalls durch die Menge gedrängt und warf sich jetzt in leidenschaftlicher Erregtheit über ihren Großvater und suchte das aus mehreren Wunden fließende Blut mit einem Tuche zu verstopfen.

„Wie konntest Du einen hilflosen Greis schlagen? Denk' an Deinen Vater“, sagte Bitsch vorwurfsvoll. „Es ist nur ein Jude!“ entgegnete der Bursche trotzig, „und dort unten liegt noch Einer“, auf den am Boden liegendeu Verwundeten zeigend, der allem Anschein nach das herzogliche Feldzeichen trug.

In demselben Augenblick stürmte auch schon der

herzogliche Schloßvogt mit einigen Knechten herein, und auf den Ruf einiger Anwesenden: „dort ist der Mörder!“ suchten sie den jungen Burschen zu verhaften. Dieser gewann plötzlich all' seine Rauflust wieder, zog ein langes Messer aus der Tasche und drohte, den Ersten, der ihn greifen wollte, niederzustechen.

„Packt ihn, reißt ihn nieder!“ schrie der Schloßvogt, „er hat einen Herzoglichen erschlagen.“

Ein Getümmel entstand, aus dem sich Judith mit ihrem Großvater mühsam bis zur Thür und in's Freie rettete.

Trotz seiner Gegenwehr hatte man den jungen Burschen von hinten erfaßt und, noch ehe er von seinem Messer Gebrauch machen konnte, seine starken Arme mit Stricken gebunden.

Der Schloßvogt rieb sich vergnügt die Hände. „Haben wir Dich endlich, Du Taugenichts, Du sollst am Galgen zappeln, Du Hund!“ und er befahl, den Gefangenen hinauszuschleppen, der jetzt plötzlich blaß und stumm geworden und einen flehenden Blick auf den Stadtschreiber warf, als erwarte er von ihm allein die Rettung.

Bitsch hatte dem Vorgange schweigend zugesehen; jetzt trat er auf den dicken Schloßvogt zu, und die Hand auf seine Schulter legend, sagte er freundlich: „Lieber Wolfram, laßt mir den Gefangenen.“ „Wo denkt Ihr hin? das ist hier herzoglich!“ war die Antwort.

„Der Bursche ist der Sohn des Metzgerältesten Andreas Wüsthube, und nur die Stadt hat über ihn zu richten," entgegnete Bitsch. Es lag in dem Auftreten des Stadtschreibers etwas so Zwingendes, dem selten Jemand widerstand.

„Laßt ihn los, Wolfram!" wandte sich jetzt auch Czetteritz zu dem Schloßvogt, der sich gern überall hineinmischte, und dem der trotzige, kräftige Metzgerbursche zu gefallen schien.

Der Schloßvogt blickte verdutzt bald auf den Ritter, bald auf Bitsch, kraute sich verlegen in seinem struppigen Haar, „aber" — stammelte er. „Laßt's gut sein, ob der Kerl an einem städtischen oder einem herzoglichen Galgen baumelt, bleibt sich gleich, gehängt wird er doch!" meinte Czetteritz.

„Nun meinetwegen!" brummte der Schloßvogt, „ich hätt' so nur Plackerei mit dem Burschen, mag ihn im Hanf ersticken lassen, wer da will!"

Bitsch rief sogleich einige Leute der Stadt herbei, die sich müßig vor der Herberge herumtrieben, und übergab ihnen und einigen herbeigeeilten Stadtknechten die Fortschaffung des Gefangenen, während er mit Czetteritz langsam folgte.

Im Hofe trafen sie die Jüdin mit ihrem Großvater, der, den Kopf dicht verbunden, noch halb besinnungslos in einer Ecke kauerte. Kaum hatte Judith den jungen Stadtschreiber erblickt, als sie ihrem Großvater zuflüsterte: „Dort geht unser Retter." Der

Alte richtete sich, wie davon belebt, rascher in die Höhe, als man es seinen Jahren und seiner Schwäche zugetraut haben würde, und mit Anstrengung all' seiner Kräfte auf Ambrosius zugehend, rief er schon von weitem: „Hochedelster Herr! Ihr habt gethan Wunder und habt mich gerettet aus den Händen des wilden Goliath, der mir wollte rauben das Leben."

Siegismund Wüsthube hörte noch das Geschrei des Alten; jetzt, da er sich unter der Gerichtsbarkeit der Stadt wußte, wieder freier athmend, drehte er sich um, und weil er mit seinen Fäusten nicht drohen konnte, fletschte er nur die Zähne, eine Grimasse, die er von seinen Hunden gelernt haben mochte.

„Was hast du Jude dem armen Burschen gethan, daß er so wüthend ist?" frug Czetteritz und richtete seine großen Augen forschend auf den Alten. Dieser schien davon förmlich zusammenzukrümmen und entgegnete ängstlich: „O, Nichts, gnädiger Herr, Nichts, wir sind so unschuldig wie das Morgenroth! Ich bin gewesen mit meiner Enkelin in einer Kammer der Herberge, um dort zu rasten eine Stunde. Wie wir gehen hinaus, ist die Stube voll Leute, und wir wollen gehen leise durch die Stube, um die Herren nicht zu stören im Spiel. Springt der Mensch dort auf und schreit: was schleicht Ihr so heimlich fort, Spitzbubengesindel? — und wir haben bei Gott Nichts gestohlen. Er will erfassen die Judith. Kommt Einer im herzoglichen Reitrock hinzu, und sie schlagen sich, und der Arme

fliegt in die Ecke und ist gewiß todt. Nun muß ich schützen von Neuem Judith gegen den wüthenden Feind, und er würgt und schlägt mich. Da ist wahr jedes Wort, so wahr ich bin ein ehrlicher Mann und kein Dieb!"

„Ist es so?" frug Bitsch den Gefesselten, der mit behaglicher Aufmerksamkeit dem Bericht des Alten zugehört hatte. „Der Jud' lügt nicht," entgegnete dieser ruhig; „das Mädchen gefiel mir," setzte er mit eigenthümlicher Frechheit hinzu. Czetteritz mußte lachen, während des Stadtschreibers Augen die schlanke Gestalt der Jüdin flüchtig streiften, die, nur um ihren Großvater bekümmert, das ganze Gespräch nicht zu beachten schien. Bitsch aber, dem die Unverschämtheit des Burschen mißfiel, rief hastig: „vorwärts!" und der kleine Trupp setzte sich wieder in Bewegung. Um den Herzoglichen auszuweichen, nahm man den Weg zum Breslauer-Thor, und Czetteritz gab seinem Freunde zur größeren Sicherheit bis dahin das Geleit. In gemessener Entfernung folgte der Jude mit seiner Tochter. Bitsch gewahrte es, und sich umdrehend, frug er hastig den Juden: „Was willst Du noch? weißt Du nicht, daß Euch das Betreten unserer Stadt verboten ist?"

„Ich weiß es, gnädiger Herr," entgegnete der Jude unterwürfig; „aber ich muß gehen in die Stadt und sollt' es mir kosten das Leben, ich hab' zu thun dort eine wichtige Sache!"

„Du willst Deinen schlechten Kram los werden?“ bemerkte Czetteritz.

„Bei Gott nicht, gnädiger Herr!“ eiferte der Jude, „ich suche nicht zu gewinnen Geld, ich will nur haben wieder meine Ruhe — und meine Rache,“ murmelte er in seinen weißen Bart. „Gebt uns Schutz, gnädiger Herr, weil Ihr seid so mächtig und so gut,“ wandte er sich an Bitsch. Dieser sah die dunklen Augen der Jüdin gleichfalls bittend auf sich gerichtet, und er konnte nicht widerstehen. Nachläßig, wie es einem Herrn der Stadt geziemte, entgegnete er: „Ich werde Euch eine Herberge anweisen.“

Der Jude wollte sich in Danksagungen erschöpfen, Bitsch gebot ihm Schweigen, während Czetteritz seinem Vetter diese Nachsicht verwies und bemerkte: „Lade Dir nicht dies Judenpack auf den Hals, Ambrosius, das taugt Nichts!“

Bitsch entgegnete Nichts, und schweigend kam man am Breslauer-Thor an. Czetteritz umarmte zum Abschiede seinen Vetter herzlich, gelobte ihm nochmals eine baldige Rückkehr, schwang sich auf seinen Ziska, den ihm sein treuer Knecht nachgeführt hatte, und sprengte davon.

Dem Zuge mit dem Gefangenen war bereits das Thor geöffnet worden, Bitsch folgte ihm rasch und befahl, eine Seitengasse einzuschlagen, damit der Gefangene nicht gerade vor dem Hause seines unglücklichen Vaters vorbeigeführt werde.

Das Einbringen des jungen Burschen erregte nicht wenig Aufsehen. Man drängte sich um den Gefesselten, ihn näher in Augenschein zu nehmen, ob es wirklich der tolle Wüsthube sei. Ueberall ertönte der Ruf, „der bekommt endlich seinen Lohn,“ und man fügte das Sprüchwort hinzu: „Erlenholz und rothes Haar sind auf gutem Grunde rar.“ Nirgends regte sich eine Stimme des Mitleids oder der Theilnahme. — Je näher der Zug dem Stock kam, je mehr vergrößerte sich die Zahl der Zuschauer, und unter wildem Hohngelächter und Geschrei ging es bis zu dem einstöckigen, finstern und gebrechlichen Gebäude.

„An den Galgen mit ihm!“ kreischte eine Frau, „er hat meinen Sohn lahmgeprügelt.“ „Ja, er soll an der Herberge zu den drei Säulen als Bierzeichen aushängen,“ spottete ein junger Mensch. „Gott sei Dank, nun hab' ich endlich Ruhe — mich hat er Tag und Nacht verfolgt.“

„Euch Mütterchen?!“ entgegnete der Gefangene, „ich wollt' nur Eure Zunge als Schlachtmesser haben.“ Alle lachten, während aus dem beinahe zahnlosen Munde der Wittwe sich ein Sturm von Verwünschungen über das rothhaarige Haupt des Burschen ergoß.

Durch das wüste Lachen tönte plötzlich ein gellender Schmerzensschrei. „Siegismund, mein Siegismund!“ Eine Matrone drängte sich durch die Menge, stürzte auf den Burschen zu und lag laut schluchzend an seinem Halse. Es war eine große, stattliche

Frau, auf deren sonst blassen Zügen sich Stolz und Hochmuth nur zu deutlich ausprägten. Jetzt war ihr Gesicht vom starken Laufe fieberhaft geröthet, die netzartige Haube ihr vom Kopfe gefallen, und ihr rothes Haar, das sie sonst so sorgfältig zu verbergen mußte, hing verworren um ihre Schläfe.

Der junge Wüsthube fühlte sich unangenehm berührt von dieser mütterlichen Zärtlichkeit, doch war er noch nicht roh und verdorben genug, auch die Liebe einer Mutter zurückzuweisen. „Siegismund, ist es denn wahr, daß Du in den Stock sollst?“ frug die Mutter, „das ist ja gar nicht möglich! das dürfen sie nicht, du bist ein zünftig Kind!“

„Mutter, in der Herberge zum Panzerhemd, da wird Einer an mich denken, der streckt alle Vier von sich,“ sagte Siegismund, in seinen alten, wüsten Ton verfallend.

„Der Vater wird's bezahlen, sie dürfen uns diesen Schimpf nicht anthun! Leute, helft meinem Sohn! Der Fleischer-Aelteste Andreas Wüsthube wird's Euch reichlich lohnen!“

Keine Hand rührte sich. „Mutter, laßt's gut sein,“ beschwichtigte Siegismund, „besser in den Liegnitzer Stock, als auf den herzoglichen Galgen!“

Bei dem Worte „Galgen“ fuhr die arme Frau wie von einem Schlage getroffen zurück, sie rang verzweifelt die Hände und rief: „Ihr dürft meinen Sohn nicht fortführen, meinen einzigen Sohn!“ Jetz

erblickte sie den Stadtschreiber und stürzte auf ihn zu, und in höchster Verzweiflung rief sie: „Um Gotteswillen, Herr! gebt meinen Sohn los, bringt nicht die Schande über unser Haus!"

Bitsch kannte die Heftigkeit dieser Frau und entgegnete fest: „Ich hab' ihn mit Müh' und Noth den Herzoglichen entrissen, mehr konnt' ich nicht. Vorwärts!" und der Zug wollte sich wieder in Bewegung setzen. Jetzt brach das heftige Blut dieser Frau, das in ihrem Sohne nur noch stürmischer rollte und ihn zu einem gemeingefährlichen Menschen gemacht hatte, in wilder Leidenschaft los. Ihres kostbaren Rockes und seidenen Mantels nicht achtend, warf sie sich mitten in den Schmutz der Straße und schrie wie eine Rasende: „Nur über meinen Leichnam dürft Ihr ihn fortschaffen!"

In einer Zeit, wo jeder Schritt eine gewisse Würde und Gemessenheit erforderte, und besonders die Frauen sich in den engsten Schranken der Sitte halten mußten, würde ein solcher Auftritt mit Widerwillen aufgenommen worden sein, wenn nicht dieser überwältigende Schmerz einer Mutter auch die verhärtetsten Herzen gerührt und in manches Auge eine Thräne gelockt hätte. Nur Siegismund schaute ruhig drein, und indem er seine Mutter aufheben wollte, sagte er: „Ihr werdet Euren seidenen Mantel arg beschmutzen; steht nur auf!" Die Frau achtete nicht auf diese Rede ihres Sohnes; sie würde nicht vom Flecke ge-

10*

wichen sein, wenn sie nicht plötzlich eine nervige Hand erfaßt und wie eine Feder wieder in die Höhe gerichtet hätte. Es war ihr Mann, der, ohne ein Zeichen von Aufregung über den seltsamen Auftritt zu zeigen, ruhig frug: „Margarethe, was geht hier vor?"

„Sie wollen Siegismund in den Stock schleppen, setz' Dich dagegen, Andreas!" rief die leidenschaftliche Frau.

Bitsch trat an den Metzger heran. „Meister Wüsthube, Euer Sohn hat einen Herzoglichen erschlagen, und Ihr denkt doch auch, daß es besser ist, wenn ihn unsere Stadt richtet, als die dort oben?"

„Ich dank' Euch," sagte der alte Mann gelassen, während nur ein leises Zittern der Unterlippe seine innere Bewegung verrieth. „Komm, Barbara," und ohne einen Blick auf seinen Sohn zu werfen, zog er seine Frau, die ihrem Manne gegenüber keinen Willen mehr zu haben schien, aus dem Gedränge.

Siegismund schritt jetzt ruhig auf die Thür zu, drehte sich aber auf der Schwelle noch einmal um, und rief lachend: „Ich danke für das stattliche Geleit." Er machte der Menge noch eine verächtliche Geberde und verschwand hinter der eisenbeschlagenen Thür des Gefängnisses.

Die Dämmerung war über diesen Ereignissen hereingebrochen, und der neugierige Zuschauerhaufen verlief sich rasch, denn auf die Männer wartete gewiß schon der dampfende Hirsebrei, und ein verdrossenes

Gesicht des Eheweibes, die das Lieblingsgericht nur noch mit knapper Noth warm erhalten, und die schaulustigen Weiber konnten sicher am häuslichen Herde eine inzwischen davon gelaufene Suppe und drohend aufgehobene Fäuste zu sehen bekommen.

Nur der junge Stadtschreiber schritt langsam hinweg und sann eben darüber nach, welch' neue Verwickelungen diese Vorgänge bringen mußten, und ob er nicht zu rasch gehandelt habe, als ein leichtes Zupfen an seinem Mantel ihn aus seinem Nachdenken weckte. Es war der Jude. „Verzeiht, edler Herr!“ flüsterte der alte Mann demüthig. „Wo soll ich hin in der fremden Stadt?“

„Ah, Du bist es wieder?“ sagte Bitsch verdrießlich, dem der Jude lästig zu werden schien. „Was willst Du noch, geh' in eine Herberge, die erste, beste!“

„Man jagt mich fort, edler Herr! und dann das arme Kind, ich mag's nicht mehr führen in solche Mördergruben. Judith, so bitte doch den Herrn!“ wandte er sich mit jüdischer Geschwätzigkeit an seine Enkelin, „daß er uns errettet aus unserer großen Noth.“

Das Mädchen blieb stumm und heftete nur seine großen Augen bittend auf den jungen Mann, der trotz der Dunkelheit den Flammenblick dieser Augen gewahrte und sich davon seltsam berührt fühlte. „Folgt mir!“ sagte er nach einer Weile des Nachdenkens und

eilte mit raschen Schritten über den Kohlmarkt seiner Wohnung zu. Das stattliche Haus des Stadtschreibers dehnte sich mit seinen Hintergebäuden bis zum Kohlmarkt aus. Als er an eines der kleinen Fenster klopfte, erschien der graue Kopf eines alten Mannes und verschwand augenblicklich bei dem bekannten Zuruf seines Herrn, um zu öffnen. Der alte Reitknecht hatte bereits einen Kienspan in der Hand, um seinem Herrn zu leuchten, und hob verwundert den hellflackernden Kienspan in die Höhe, als er die seltsamen Gestalten gewahrte, die mit zur Thür hineinschlüpfen wollten. Sein ohnehin finsteres Gesicht verzerrte sich zu einem unheimlichen Grinsen. „Halt da!" rief er entrüstet und wäre wie ein Raubvogel auf die beiden Unglücklichen, die vom Licht geblendet sich scheu in eine Mauerecke gedrückt, wuthschnaubend losgestürzt, wenn ihn nicht sein Herr am Arm gefaßt und in gewohnter Ruhe bemerkt hätte: „Lass' sie in Frieden und verschaff' ihnen ein Nachtquartier!"

„Herr, es sind ja Juden!" rief der Alte entrüstet, „soll ich sie nicht hinauswerfen?" und er hob von Neuem drohend die Hand.

„Thu' was ich Dir befehl'!" entgegnete Bitsch, und der gehobene Ton seiner Stimme belehrte den Knecht, daß weiterer Widerspruch gefährlich sei. „Räum' ihnen die Kammer neben den Ställen ein," befahl sein Herr weiter, „sorg' für ihr Essen und Trinken und lass es ihnen an Nichts fehlen, hörst Du?" Ohne

weiter ein Wort zu verlieren, ohne seinen seltsamen Gästen „gute Nacht" zu wünschen oder sich nach ihnen umzusehen, schritt er im Hofe entlang, dem Vorderhause zu und eilte auf sein Zimmer. Der Knecht brummte zwar noch Etwas von „Ungeziefer, Judenvolk!" in den struppigen Bart, wagte aber doch nicht den Befehlen seines Herrn ungehorsam zu sein und wandte sich nun finster und verdrossen zü den furchtsamen Fremden: „so kommt nur!" Er wies ihnen eine Kammer an, machte ihnen ein Lager zurecht, und seltsam genug, je mehr er mit dem „Judenpack" zu schaffen hatte, wie er es heimlich nannte, je mehr legte sich sein Groll, wie wir ja Diejenigen am ehesten lieb gewinnen, die uns die meiste Mühe machen, und als er ihnen endlich ein Stück Schwarzbrodt und einen Krug Bier vorsetzte, war seine Miene schon weit weniger drohend und Furcht einflößend, so daß der alte Jude es wagte, ihm in überschwänglichen Worten seinen Dank auszudrücken, und ihn bat, sich um solch' geringe Leute nicht so viel Mühe zu machen. Der Knecht verzog das Gesicht zu einem beinah freundlichen Grinsen, und geschmeichelt davon, daß Jemand ihm, dem niedern Gesellen, so ehrfurchtsvoll begegnete, brachte er noch eine warme Decke, und sie Judith zuwerfend, sagte er: „Du wirst sie brauchen, 's ist noch immer kalt, und über seine eigene Gutmüthigkeit gegen das verlaufene Gesindel brummend, trollte er sich hinaus.

Kaum hatte sich der Knecht entfernt, als sich der alte Jude wie erschöpft auf die niedere Holzbank warf und, den Kopf in die rechte Hand stützend, schweigsam vor sich hinstarrte. Das sonst so unterwürfige, geschmeidige Gesicht des Alten nahm einen andern Ausdruck an, es wurde hart und boshaft, die sonst so farblosen, furchtsamen Augen begannen zu funkeln, und in dem ganzen wuthverzerrten Antlitz prägte sich ein einziger, jahrelang unterdrückter Racheschrei aus.

Judith achtete anfangs auf ihren Großvater nicht; ihre Gedanken waren zu sehr mit den letzten Vorgängen beschäftigt, das Bild des jungen Stadtschreibers stand noch zu lebhaft vor ihren Augen, und neben den Gefühlen der Dankbarkeit für ihren Retter stürmten noch andere Empfindungen durch ihre Seele.

„Judith!" rief der Alte plötzlich und stand vor ihr mit der ganzen beweglichen Leidenschaft seines Volkes. „Deine Mutter wird nun haben im Grabe ihre Ruhe! Hab' ich doch müssen warten jahrelang auf meine Rache, und hat es mir beinahe zerfressen das Herz, aber nun will ich ihm heimzahlen, dem großen Herrn, und mit Zinsen, wie ein ehrlicher Jud'!" und das von Wuth und Rache entstellte Gesicht des Alten verzerrte sich zu einer unheimlichen Fratze. Seine Enkelin, aus ihren süßen Träumen unangenehm aufgeschreckt, blickte überrascht auf das Antlitz ihres Großvaters. Wohl war sie dieser brü-

tenden Rachegedanken an dem alten Manne gewöhnt, der auf seinen Wanderzügen immer nur dies eine Ziel vor Augen gehabt; aber so wild und drohend hatte sie doch noch nicht ihren Großvater gesehen, und sie rief bestürzt: „was ist Dir, Vater? bist Du krank?"

„Ha, ha, krank!" entgegnete der Alte, „ich bin gesund wie ein Fisch, der endlich in's Wasser kommt, hab' ich doch gelegen auf dem Trocknen, so lang' Deine Mutter ist todt und mir genannt auf dem Sterbebett den rechten Namen. Und es geht Alles gut, ich bin endlich in der Stadt: 's war ein Glück, daß Du fand'st den großmüthigen Herrn. Hu, er ist stolz, aber er wird doch helfen dem alten Abraham, wenn Du ihm nur wirfst zu einen einzigen Blick."

Judith erröthete und senkte verlegen das Auge.

„Ich habe erkundschaftet Alles, wie sie schafften hinein den wilden Rothkopf; 's ist der Stadtschreiber, und er gilt viel bei Alt und Jung, und wenn er hat Stolz und Ehre, wird er wollen werden mehr, und es wird ihm sein ein gefundener Handel, zu helfen dem armen Jüd."

Die Augen Judith's leuchteten freudig auf, wie gern hörte sie das Lob des jungen, schönen Mannes aus des Großvaters Munde. „Er wird uns helfen, er ist so edel und gut," wiederholte sie.

„Kind!" sagte der Alte, und seine Augen ruhten stechend auf dem jungen Mädchen: „Er soll uns

helfen, aber vergiß nicht, daß er ist ein Christ!"
Ohne eine Antwort abzuwarten, streckte er sich auf sein Lager und entschlief mit dem Behagen eines tüchtig gehetzten Wildes, das endlich einmal ein sicheres Ruheplätzchen gefunden. Nur in Judith's Augen kam noch lange kein Schlaf. Bunte, phantastische Bilder gaukelten an ihr vorüber, die vor ihrer Vernunft in Nichts zerrannen . . . für sie gab es kein Glück, keine Hoffnung, das war eitel Dunst! Was würde auch einem vornehmen Christen die Liebe einer Jüdin gegolten haben! sie war ja nur dazu da, um, wie Alle ihres elenden Stammes, rücksichtslos in den Staub getreten zu werden! — Sie hüllte sich schauernd in die ihr von dem Reitknecht zugeworfene Decke, und ein Thränenstrom machte ihrem gepreßten Herzen Luft.

Auch Bitsch konnte heut den Schlaf nicht finden, zu viel Ereignisse waren auf ihn eingestürmt und hatten das Innerste seines Herzens aufgewühlt. Er gedachte seiner Kindheit, jener Spiele mit Hedwig und wie schon sein Knabenherz von dem Stolz der jungen Herzogstochter gelitten. Er hatte sie geliebt mit der ganzen Inbrunst einer früh erwachenden Neigung, und sie hatte mit ihm ein wildes, tolles Spiel getrieben. Wenn Hedwig sah, daß sie Alles über den Jüngling vermochte, daß ein Wort von ihr ihn zu den tollsten, verwegensten Streichen aufstachelte, und sie gewahrte, daß seine ganze Seele nur an ihrem Auge hing, dann fuhr sie ihm lächelnd durch sein

lockiges Haar und sagte zärtlich: „ja, ich weiß, Du liebst, Du allein!“ Aber wenn er dann ihre Hand erfassen und sie an sein Herz drücken wollte, blitzte in ihren Augen der alte Stolz, und sie wandte dem jungen Notarssohn verächtlich den Rücken.

Endlich war auch sein Stolz erwacht, und sie hatten mit einander gerungen, wie ein paar Menschen, die sich hassen müssen, weil sie sich so unendlich lieben. Wenn dann der junge Bitsch die Gefühle seines Innern verbarg, trat Hedwig oft aus ihrer stolzen Ruhe heraus, sie neigte sich zärtlicher zu ihm herab, schenkte ihm ihr sonnigstes Lächeln, bis Ambrosius wieder die Kluft vergaß, die sie trennte, und Hedwig sie ihm mit dem ganzen Uebermuth einer heranwachsenden Herzogstochter fühlen ließ. Es war ein Spiel, das endlich das Herz des Jünglings erstarren machte, das alle zärtlichen Gefühle in ihm erstickte und nur seinen Ehrgeiz krankhaft aufstachelte. Er mußte vorwärts streben und wenn auch kein Herzogthum gewinnen, doch die für ihn erreichbare höchste Stellung, um auch einst mit Menschen und Dingen spielen zu können, wie man mit ihm gespielt hatte. —

Bitsch glaubte jetzt Hedwig zu hassen, ebenso heiß und glühend wie er sie einst geliebt; denn sie hatte ja sein Herz tausendfach zerbrochen. Und doch, kannte er dies Herz wirklich? — Schlummerte nicht unter diesem Hasse noch die alte Liebe, selbst jetzt noch, wo sie ihn so tödtlich beleidigt hatte? Drehten sich doch

alle seine Gedanken um sie; er wollte ihr seine Macht und seinen Einfluß fühlen lassen, deshalb hatte er diese Lehnsangelegenheit mit solcher Aufmerksamkeit verfolgt, deshalb setzte er alle Kräfte daran, sie nach seinem Sinne zu lenken. Wenn Herzogin Elisabeth starb, dann mußte in seinen Händen das Schicksal Hedwig's: die Entscheidung liegen, wem die Erbschaft zufallen sollte, und „Wehe dem Ueberwundenen!" rief einst Brennus seinen Feinden zu.

Niemand hatte diesem Kampfe zweier stolzer Herzen mit größerer Befriedigung zugeschaut, als Hedwig's Freundin und Jugendgespielin, die schöne Jagula. Sie war es, die mit Schlangenklugheit jede aufwallende Empfindung der Beiden im Keime erstickte und zwei Herzen von einander entfremdete, die trotz aller Standesvorurtheile nur für einander geschlagen haben würden. Einige Jahre älter als Hedwig, hatte sie eine wahrhaft stürmische Leidenschaft für den jungen, körperlich und geistig so reich begabten Ambrosius gefaßt, die sie hinter allerhand Schelmerei und tollen Streichen geschickt zu verbergen gewußt. Die keimende Neigung Hedwig's konnte ihrem von Eifersucht geschärften Auge nicht entgehen, und sie durfte Hedwig nur geradezu sagen: „das ist prächtig, Du liebst Ambrosius?" um diese zu bestimmen, dem armen Burschen wieder eine eisige Kälte zu zeigen.

Trotzdem war der junge Bitsch die Erinnerung an seine Jugendliebe nicht los geworden, nicht auf

seinen Reisen, nicht während der Studienzeit in Italien, und wenn er jetzt nach seiner Heimkehr endlich die alten Wunden vergessen zu haben schien und sich von einem andern Mädchen hatte fesseln lassen, so war doch das Gefühl für Eva ein ganz anderes, als was einst seine Brust durchglüht. Es waren wieder zwei stolze Herzen, die sich gefunden, nur daß die Kluft hier nicht so tief war, um sich auch gegenseitig wieder abstoßen zu müssen. Bitsch brauchte eine Liebe wie die Eva's. Das stolze Mädchen stachelte seinen Ehrgeiz; es wollte hoch hinaus und träumte von Glanz und Macht, das hatte ihn zu Eva hingezogen. Er hielt fälschlich ein Gefühl für Liebe, das im Grunde nur eine durch die Verwandtschaft ihres Wesens erzeugte Freundschaft war. Wohl fühlte der junge Mann, daß in der Nähe Eva's nicht jene Seligkeit ihm durch das Herz jubelte, wie er sie einst empfunden; aber er schrieb diese größere Ruhe seinen gereifteren Jahren zu und täuschte sich selbst. Die erste Liebe zieht immer wie ein Frühlingshauch durch das Herz.

Was hatte heut der junge Stadtschreiber nicht Alles erlebt! Er sah wieder die stolzen Lippen Hedwig's sich verächtlich kräuseln, hörte noch einmal ihre beschimpfenden Worte, und zornfunkelnden Auges stürmte er durch das Zimmer. Endlich warf er sich auf sein einfaches Lager, doch auch hier fand er nicht die Ruhe. Tausend Pläne wälzten sich durch sein Hirn,

und mit fieberhafter Ungeduld dachte er an die Mühen und die harte Arbeit, bis diese beschränkten Köpfe für seine Gedanken erwärmt und zu kühner That aufgestachelt wurden. — Warum sollte er jedoch zagen und ungeduldig werden? hatte nicht dieser einzige Tag ihm so viele Fäden in die Hände geliefert, die bei geschickter Leitung das kunstvolle Gewebe fertig machen mußten? Der finstere Rothe hatte sich seinen Plänen geneigt gezeigt, Czetteritz war erschienen, und dann — der Mönch! Er wird für seine Kirche kämpfen, und mir sollen die Früchte in den Schooß fallen! — Sie sollen mir Alle helfen! — Er sah die Metzger sich zu seinem Schutz erheben, das gemeine Volk sich um ihn drängen, ihn als Erretter von schmählichem Drucke preisen — immer verworrener wurden die Bilder seiner aufgeregten Einbildungskraft. — Er war in der Herberge, und es tobte darin wild und bunt durcheinander. Wieder warf sich ein Mädchen ihm zu Füßen; aber es war nicht die Jüdin, es war Eva. — Auch ihr Haar war aufgelöst, ihre Augen rollten. „Rette meinen Vater!" rief sie mit schriller Stimme. Er wandte sich hinweg, doch sie ließ ihn nicht los und umklammerte seine Füße. In diesem Augenblick stürzte Sigismund Wüsthube auf ihn zu und hob zähnefletschend ein Messer. Czetteritz fiel dem Burschen in den Arm, und Beide rangen miteinander. Hermann fiel, und der rothköpfige Bursche setzte triumphirend seinen Fuß auf das Haupt des Ritters. Da öffnete

sich die Thür, und es war keine Herberge mehr — das hohe, säulengetragene Schiff einer Kirche bot sich seinen erstaunten Blicken. Ein Mann stand auf der Kanzel. Es war der Mönch. Statt Worten flogen feurige Dolche von seinen bleichen Lippen, setzten sich auf die Häupter der Anwesenden fest, und die Getroffenen sprangen wild umher und führten wunderliche Tänze auf. Auch Peter Rothe war unter dem Haufen, und der finstere Mann machte die tollsten Sprünge. Als Pater Benedetto Bitsch gewahrte, griff er an sein Herz. „Elender Betrüger!“ stieß er hervor, und ein Dolch flog in des Stadtschreibers Brust. Blutige Ringe kreisten vor seinen Augen und verschwanden allmählich. Da raffte sich plötzlich das Mädchen zu seinen Füßen auf, riß ihm den Dolch aus der Brust und rief, daß es schauerlich durch das große Gebäude hallte: „Mir gehört die Rache!“ — Es war nicht mehr Eva, es war das stolze Antlitz Hedwig's, und sie beugte sich zornfunkelnden Auges über den Zusammenbrechenden und setzte mit wildem Hohne hinzu: „Er ist mein!“ — Er fühlte ihren Blick, der tiefer als der Dolch des Mönches drang, noch einmal schlug er die Augen auf und — er erwachte.

Der dämmernde Tag drang grau und matt in sein Zimmer. Bitsch strich mit der Hand über die Stirn und sagte aufathmend: „Ah, es war nur ein Traum!“ ...

Sechstes Kapitel.

In ungeduldiger Erwartung saß Jagula am Fenster und harrte des versprochenen Besuchs. Zwar hatte sie, um sich zu zerstreuen, vielleicht auch, um dem jungen Stadtschreiber gegenüber eine gewisse Haltung anzunehmen, eine Stickerei auf ihrem Schooß; aber der angefangene Teppich entglitt nur zu oft ihren Händen und sank schon früh im Bewußtsein seiner künftigen Bestimmung zur Erde. In einem Winkel des Zimmers hockte auf einem niederen Sessel ihre Dienerin, eine junge Polin, die kein Wort deutsch verstand, und die deshalb Jagula spottend „Niemowa," die Taubstumme nannte. Niemowa saß mit einem fast blödsinnigen Lächeln dort; nur hinter ihren starken, schwarzen Augenbrauen stahl sich von Zeit zu Zeit ein Blick hervor, der ihren geistigen Stumpfsinn Lügen strafte. Ihre Herrin jedoch schenkte ihr das vollste Vertrauen, und Jagula war es bequem, eine Landsmännin zu haben, die ihr mit hündischer Treue ergeben war. Sie behandelte auch

Niemowa mit dem ganzen Uebermuth, den der polnische Adel stets gegen seine Unterthanen herausgekehrt — sie rief ihre Dienerin niemals, sie pfiff ihr nur, und Niemowa mußte schon auf dieses Zeichen augenblicklich erscheinen. Eine solche Behandlung hätte sich eine schlesische Magd nicht gefallen lassen. Jagula hatte sich heut mit besonderer Sorgfalt gekleidet, das schöne schwarze Haar wand sich wie ein Diadem in zwei starken Zöpfen um den ausdrucksvollen Kopf. Das rothseidene, mit reichem Pelz besetzte Kleid war ganz gegen die Gewohnheit jener Zeit weit und bauschig und schmiegte sich leicht und anmuthig um ihre blühende Gestalt. Wie sie so nachdenklich dortsaß, den hübschen Kopf in der kleinen Hand wiegend, hätte man sie für jünger halten müssen, als sie wirklich war. Ihre Lebendigkeit, ihr Feuer ersetzten die erste Frische der Jugend, und wenn auch ihr Arm bereits sich zu sehr zu runden begann, und sie selbst eine Neigung zum Starkwerden verspüren konnte, so wußte sie doch, daß ihr Lächeln bezaubernd war, und ihre Augen Blicke schleudern konnten, denen ein Mann schwerlich widerstand. Und heut wollte sie all' ihre Waffen gebrauchen, um endlich den Mann zu unterjochen, dem seit Jahren schon ihr ganzes, so wild schlagendes Herz gehörte. Bitsch hatte damals kein Auge auf sie gehabt, nun konnte es anders werden. Hedwig war für ihn in mehr als einer Hinsicht verloren, und jetzt von einer Jugend=

freundin so tief verwundet, mußte es ihm gewiß wohlthun, von einer Anderen Beweise alter Anhänglichkeit und Neigung zu erhalten. Es mußte ihr gelingen, wenn er nur kam. Wieder sah sie erwartungsvoll auf das Glogauer-Thor, das sie, weil ihr Zimmer am äußersten Ende des linken Flügels lag, bequem übersehen konnte; aber noch immer war der Ersehnte nicht zu erblicken. Nur wenige Menschen ließen sich überhaupt am Thore sehen; dann und wann ein altes Mütterchen, das mühsam hinaushumpelte, Kinder — Bettelmönche, sonst war es still. Man liebte es damals nicht, am Tage zum Thore hinaus zu schlendern, und das Laufen aus bloßen Gesundheitsrücksichten kannte man vollends nicht. „Sieh' Du hinaus, vielleicht hast Du bessere Augen," rief Jagula ihrer Dienerin auf polnisch zu, die sich schwerfällig erhob, an's Fenster trat und, nachdem sie gleichgiltig hinabgeschaut, gedankenlos sagte: „Ich sehe Nichts, gnädige Herrin." „Du bist noch dümmer, als ich geglaubt," rief Jagula lachend, „siehst hinunter und weißt nicht, nach wem." Sie machte eine herrische Handbewegung, und Niemowa kroch wie ein geschlagener Hund in ihren Winkel zurück. Jagula blieb am Fenster stehen, da gewahrte sie endlich die schlanke, zierliche Gestalt des Stadtschreibers; sie sprang freudig erregt auf und eilte zur Thür, als müsse sie ihn schon jetzt begrüßen. „Niemowa, er kommt!" rief sie der Dienerin zu, die nur wieder ihr stumpfsinniges

Lächeln zeigte. Plötzlich besann sich Jagula, und gewaltsam ihre leidenschaftlichen Empfindungen niederkämpfend, nahm sie wieder auf ihrem Stuhle Platz und die Stickerei zur Hand. Sie beugte sich emsig auf den Teppich und schien ganz in ihre Arbeit versunken, als es leise klopfte. Bitsch trat ein, und erst als er Jagula gegrüßt und bis mitten in das Zimmer vorgeschritten war, blickte sie auf, und ihre dunklen Augen hafteten in freudiger Ueberraschung auf dem geliebten Manne. Sie stand auf, warf nachlässig den Teppich bei Seite, und dem Stadtschreiber vertraulich die Hand reichend, sagte sie: „Das ist hübsch, Ambrosius, nun wollen wir gemüthlich plaudern! setzt Euch nur!" und sie wies auf den von ihr eben verlassenen Stuhl, während sie selbst sich einen Sessel ohne Lehne herbeirückte. Bitsch zögerte. „Mögt Ihr einer alten Freundin nicht ein halbes Stündchen gönnen?" frug die Polin einschmeichelnd und zwang damit den Stadtschreiber, Platz zu nehmen. „So seid Ihr mir noch freundlich gesinnt, Jagula?" frug der Stadtschreiber zurück — „ich glaubte auf diesem Schlosse nur auf Feinde zu treffen!" „Wie könnt Ihr zweifeln?" rief Jagula lebhaft aus, und ihren Sessel etwas näher an den des Stadtschreibers rückend, setzte sie hinzu: „Wir haben ja eine schöne Zeit mit einander verlebt, o, wie denk' ich an all' die Stunden! ach, Ambrosius, ich war damals ein wildes, unbändiges Geschöpf, und ich hab' Euch viel geärgert." „Nein,"

entgegnete Bitsch, von den Jugenderinnerungen wunderbar erwärmt. „Ihr waret ein Schelm, dem man nicht böse werden konnte, selbst wenn Ihr mich im Schießen und Klettern übertraft; es war doch mit allem Zürnen vorbei, wenn Ihr mich" — Bitsch hielt erröthend inne. „Sagt's nur heraus," rief Jagula lachend, „wenn ich Euch dann um den Hals fiel und rief: Sei gut, Ambrosius! — Das war eine schöne Zeit," fügte sie seufzend hinzu, „und Du gedenkst Ihrer noch?" frug sie, und ihre Augen ruhten mit seltsamer Gluth auf dem jungen Manne. Dieser hatte träumerisch vor sich hin geblickt, und jetzt mit der Hand über die Stirn streichend, sah er bei dieser Frage in die glänzenden Augen der Polin. „Jagula," rief er überrascht, „Du hast mir die alte Freundschaft bewahrt! Du allein?" — „Kannst Du noch zweifeln?" entgegnete die Polin und ergriff seine Hand. „Ich habe Dich nicht vergessen, und ich will Dein Glück!" — „Mein Glück?" — „Gewiß, und deshalb rief ich Dich, — vertraue mir, und Dir winkt Alles, nach dem sich Dein ehrgeiziges Herz so glühend sehnt." „Woher weißt Du, daß ich ehrgeizig bin?" frug Bitsch überrascht und zog seine Hand leise aus der Jagula's. — „Weil ich Deine Liebe kenne," entgegnete die Polin, „wer einmal so hoch den Blick zu erheben gewagt, den treibt der Ehrgeiz auch zu höhern Zielen." Bitsch sprang auf, wie von einer Schlange gestochen, — so schonungslos durfte man nicht das Geheimniß seines

Herzens bloßlegen, und kalt und höhnisch sagte er: „Gnädiges Fräulein, mein Ehrgeiz gönnt mir nicht Ruhe, ich darf keinen Augenblick unnütz verplaudern!“ und er schickte sich zum Gehen an. Jagula schnellte empor, und Bitsch, am Arm zurückhaltend, rief sie bestürzt: „Ambrosius! zürnet mir nicht“ — und sich zärtlicher an ihn schmiegend, setzte sie hinzu: „Ich liebe Dich doch.“ War es schon schwer, den lustigen Scherzen Jagula's ein zürnendes Gesicht zu zeigen, — so war es dieser seltsamen Weichheit und Milde gegenüber vollends unmöglich; auch die Stirn des Stadtschreibers hellte sich wieder auf, und er entgegnete: „Jagula, ich bitte Euch, wenn wir Freunde bleiben wollen, dann schweigt von einer Jugendthorheit, die ich längst vergessen hab'.“ „Ihr seid noch immer so stolz und aufbrausend,“ erwiederte die Polin — „und darum lieb' ich Euch — nun aber hört mich ruhig an, wir wollen Eure Zukunft besprechen, Euer Glück,“ und sie zog mit anmuthiger Zärtlichkeit den Stadtschreiber auf seinen Stuhl zurück. Sie blieb vor ihm stehen, und die Arme über der Brust kreuzend und ihr Auge forschend auf sein Antlitz richtend, begann sie jetzt: „Ambrosius, — glaubt Ihr denn wirklich, daß Euch der Weg, den Ihr jetzt eingeschlagen habt, zu Ruhm und Ehre führen wird? könnt Ihr Euch im Ernst dieser Täuschung hingeben?“ — Bitsch blickte verwundert auf die hübschen Lippen, die sich zu einer solch' wunderlichen Frage geöffnet, und er entgegnete

lachend: „Seit wann hat Jagula so ernsthaft fragen und so prächtig die Arme verschränken gelernt?" — „Treibt keinen Spott!" rief das Mädchen lebhaft, „es dreht sich um Eure ganze Zukunft, hört auf mich — dort unten," sie wies dabei auf die Stadt — „erblüht Euch kein Glück! Die Gunst der Bürgerschaft ist ein gar zerbrechlich Ding, — Ihr habt sie heut, und morgen liegt sie in Scherben." Popplau hatte ihm gestern dasselbe gesagt, und darum machte ihn das Wort der Polin doch etwas nachdenklich.

Jagula, deren scharfem Auge dieser Eindruck nicht entging, fuhr lebhaft fort: „Und was könnt Ihr höchstens werden? mit knapper Noth Bürgermeister von Liegnitz! Nein, nein, laßt die dort unten mit ihren albernen Pergamenten und Rechten und haltet zu uns!" Bitsch stutzte, also dort hinaus lief das Ganze! Man wollte ihn seiner Sache untreu machen und für den Hof gewinnen! Ahnte man bereits seine gefährlichen Pläne und wollte man ihn unschädlich machen, oder war es nur Jagula allein, die ihn an den Hof fesseln wollte? — er mußte darin klar sehen, und deshalb seine Augen forschend auf die Polin richtend, frug er rasch: „Hat die junge Herzogin schon ihre Hitze bereut — und fängt sie an selbst einen jämmerlichen Stadtschreiber zu fürchten?" Ueber Jagulas schönes Antlitz zuckte ein leichter Mißmuth; sie bezwang sich aber, und vertraulich die Hand auf Bitsch's Schulter legend, entgegnete sie: „Ihr irrt

Euch, Bitsch — Hedwig bereut nie Etwas — mir aber hat es wehe gethan, daß Ihr gestern beleidigt wurdet, und es wäre mein liebster Wunsch, daß Ihr gerade hier wieder zu Ehren kämet, wo man Euch so tief beschimpft!" und ihre Augen ruhten mit schwärmerischer Zärtlichkeit auf dem Stadtschreiber. Dem jungen Manne konnte über die Gefühle Jagula's kein Zweifel bleiben, und jetzt, wie sie vor ihm stand, und sich ihre schönen Augen in seine innerste Seele zu senken schienen, da wurden ihm auch manche Vorgänge der Jugendzeit verständlich — ihr Beobachten seiner Liebe, ihr Zorn und Unmuth, wenn er nur für Hedwig Augen hatte, — sie mußte ihn geliebt haben von frühester Kindheit, und sie war damit so unglücklich geworden wie er selbst.

Da der junge Mann so lange schwieg, glaubte Jagula ihn durch ihr Wort von Neuem empfindlich berührt zu haben, und sie begann ablenkend: „Wann wird Eure Schwester den Schleier nehmen?" Sie hatte dabei den Teppich wieder vorgenommen und beugte sich eifrig auf ihre Arbeit. Bitsch konnte sich in diese plötzliche Querfrage gar nicht finden, und erst nach einigem Zögern antwortete er: „In acht Tagen!" „Und man sagt, Beatrix will auch in's Kloster gehen?" frug Jagula weiter. „Will?!" entgegnete der Stadtschreiber bitter, „nein, sie muß!" „Wer kann sie zwingen?" rief die Polin lebhaft aus und blickte auf, während ihre Augen vor Lebenslust blitzten, ihre Wangen

sich rötheten. — „Nur in kein Kloster, lieber in den Tod!“ rief sie aufstehend und den kostbaren Teppich in eine Ecke werfend. Bitsch würde zu jeder andern Zeit über diese Klosterfurcht eines jungen Mädchens gespottet haben, jetzt entgegnete er nur: „Ihr habt Recht, auch Beatrix denkt so; — aber Pater Benedetto drängt darauf, und“ — „Und Ihr habt nicht die Macht, ihm zu widerstehen!“ unterbrach ihn Jagula lebhaft. „Da seht Ihr die Ohnmacht der Städter! warum macht das kluge Mönchlein aus uns keine Nonnen? wenigstens mit Gewalt nicht; — aber dort unten ist der geringste Bettelmönch mächtiger, als der Rath der Stadt!“

„Es handelt sich um ein Gelübde, das mein Vater gethan,“ bemerkte Bitsch unsicher. „Ich weiß,“ entgegnete Jagula, „und da müssen Beide in's Kloster wandern; glaubt mir, der schlaue Italiener hat sich nur an dem armen Czetteritz rächen wollen, er haßte seine lose Zunge!“ Und in gewohnter Lebhaftigkeit setzte sie hinzu: „Habt Ihr Nichts mehr von dem fahrenden Ritter gehört?“ „Er ist seit gestern zurückgekehrt,“ erwiederte Bitsch. „Der arme Schelm!“ — sagte die Polin leicht hin, „nun weiß er auch Etwas von unglücklicher Liebe“ — fügte sie seufzend hinzu — „fragt nur Euren Vetter, wie das thut, — so recht aus tiefster Seele von Jugend auf lieben und den Geliebten nie besitzen können, — nun, er hat eine glänzende Zukunft, und er wird vergessen lernen,“ plauderte die

Polin weiter, „das Leben an einem Hofe ist so schön, so glänzend, weil man hoch über dem gemeinen Troß steht. — Auch Du könntest dort stehen, wenn Du wolltest,“ — fuhr Jagula leise fort und neigte sich tiefer zu dem Stadtschreiber herab, als könne sie ihm dies nur im Flüstertone vertrauen, — „hier winkt Dir Alles! Ruhm und Ehre, eine schöne Zukunft! Du taugst nicht für die rohen, dummen Bürger, Du bist ihnen zu klug und gewandt; sie werden Dir nie ganz vertrauen, — was sollst Du bei ihnen? — Du gehörst zu uns, hast nicht umsonst an einem Herzogs-Hofe gespielt, und wenn Du erst in den Adelstand erhoben wirst, dann kannst Du zu den höchsten Ehrenstellen hinaufsteigen!“

Bitsch hatte die Hände wieder sinken lassen und stand auf. Es litt ihn nicht mehr auf dem Stuhle, und als könnte er nur damit den Sturm seines Innern zur Ruhe bringen, trat er an's Fenster und lehnte die heiße Stirn an die kalten Scheiben. Da lag vor ihm die Stadt, über deren steinernen Gürtel nur die Thürme und kaum einzelne Dächer der Häuser emporragten. Die Sonne ruhte hell und glänzend über den Dächern, aber er wußte, in die finsteren Straßen drang kaum ein verlorener Strahl, und eine dumpfe, schwere Luft herrschte überall. So eingeengt und beschränkt die Stadt, — war auch das Leben darin, — mauerumschlossen, steif und steinern. — Und um das Wohl und Gedeihen dieser Stadt wollte

er sich abquälen, — ihre Bürger frei und groß machen, selbst wider ihren Willen — und um welchen Preis!... Eva's Liebe war auch nur ein Abbild des Treibens dieser Stadt, — kühl und gemessen, — sie hatte nie sein Herz völlig zu erwärmen vermocht, das frühzeitig und dann in Italien rascher schlagen gelernt! Eva blieb immer die Patricier-Tochter, die jede leidenschaftliche Erregung wie eine Erniedrigung ihres Wesens floh, und deren ganzes Denken und Sinnen doch immer ein äußerliches blieb! Welch' ander Leben winkte ihm hier, — Licht und Sonnenschein! Er hatte sich ja nach der vollen, hingebenden Liebe eines Herzens so heiß gesehnt, er ahnte, daß ihm hier eine Brust stürmisch und glühend entgegenschlug, die er nur an sich ziehen durfte, um sich einen Himmel zu eröffnen, — und dennoch zögerte er; — zu mächtig hatten ihn seine Träume erfaßt, zu tief und innig fühlte er sich mit dem Geschick seiner Vaterstadt verwoben, um bei der ersten gefährlichen Lockung mit seiner ganzen Vergangenheit zu brechen. Die schlaue Polin ahnte, was in dem Herzen des Stadtschreibers vorging; sie beugte sich über seine Schulter und flüsterte ihm vertraulich zu, daß ihr heißer Athem seine Wange streifte: „Bleib' bei uns, hier winkt Dir das Glück!" — „Und die Liebe," setzten ihre dunkel blitzenden Augen nur zu deutlich hinzu. Bitsch schwankte: „Und die Herzogin?" warf er bedenklich ein, „sie haßt mich, was sollt' ich in ihrem Dienst?" Jagula lächelte eigenthümlich;

sie wollte sagen, „ihr Haß ist Liebe," besann sich aber und entgegnete: „Sorg' nicht! Hedwig schätzt Dich mehr, als Du glaubst; sie war nur empört, daß Du Dich so rasch und rücksichtslos auf die Seite der Bürger schlägst, — ein Wort von Dir, und sie reicht Dir versöhnt die Hand und hält Dich als ihren treuesten Freund fest, — denn sie kennt Deine Treue!" Bitsch wandte den Blick vom Fenster hinweg und richtete ihn auf Jagula, die mit ihrer ganzen verlockenden Schönheit vor ihm stand und ihre Augen mit unendlicher Zärtlichkeit auf dem jungen Mann haften ließ. „Kannst Du noch schwanken, Ambrosius?" fügte sie einschmeichelnd hinzu. Bitsch verlor die Besinnung, der Boden schien unter seinen Füßen zu schwanken; er sah nur noch eine glänzende Zukunft, die sich ihm durch Jagula's Liebe eröffnen mußte, und ihre Hände ergreifend und sie in den seinen festhaltend, stammelte er: „Soll ich Dir wirklich folgen, Mädchen, und führst Du mich nicht an einen Abgrund?"

In Jagula's Herzen jauchzte es wild und stürmisch auf; — sie wollte den Stadtschreiber an sich ziehen und jubelnd ausrufen: „nun bist Du unser!" da hörte sie ein verdächtiges Husten der treuen Magd, und schon stand Herzogin Hedwig mit einem stolzen Lächeln vor ihr. Jagula ließ die Arme sinken — diese bleichen wuthzuckenden Lippen, diese Funken sprühenden Augen der jungen Herzogin bedeuteten nichts Gutes, und eh' noch die Polin ein Wort der

Erklärung hervorbringen konnte, brach Hedwig los: „Ihr treibt Euren Hohn zu weit, Herr Stadtschreiber! kaum daß Ihr Eurem Uebermuth im Schlosse Luft gemacht, entzieht Ihr mit Gewalt Verbrecher dem herzoglichen Gericht! Was wollt Ihr noch hier?"

„Hedwig!" begann jetzt Jagula in fliegender Hast, „er will Frieden machen mit uns, er will Dir dienen, treu und ehrlich, stoß' ihn nicht zum zweitenmale zurück!" und das schöne Mädchen erhob wie flehend ihre Hände. Mehr bedurfte es nicht — was Hedwig's Zorn vollends aufstachelte, war gerade ihre Eifersucht, ein Blick hatte hingereicht, ihr das zärtliche Verhältniß der Beiden klar zu machen, und mußte sie den Stadtschreiber von sich stoßen, so sollte auch Jagula nicht sich seines Besitzes erfreuen, und sie entgegnete hastig: „Nein, nein, das ist zu spät! nach diesem Schimpfe giebt es keine Versöhnung mehr zwischen uns!" Vielleicht hätte doch ein Wort des Stadtschreibers genügt, Hedwig umzustimmen; aber dieser fühlte die alten Gegensätze in voller Schroffheit hervorbrechen und schwieg. Warum waren denn seine Lippen so kalt verschlossen, während sein Herz die alte Leidenschaft durchtoste, und er der stolzen Frau hätte zu Füßen sinken und stammeln mögen: „Ja, ich will Dir dienen mein Lebenlang, stoß mich nicht kalt und unfreundlich zurück!" Konnte die Herzogin in seinen Augen lesen? — oder machte ihr aufwallender Zorn einer edleren Empfindung Platz? sie

wandte sich, plötzlich milder geworden, zu Bitsch und sagte mit gedämpfter Stimme: „Das Schicksal hat es nun einmal beschlossen, daß wir nicht in Freundschaft zusammen gehen können, — so war's von Jugend auf; kaum daß wir uns versöhnt, brach die alte Zwietracht los, es soll so sein! Wir taugen nicht zusammen! Ich bin stolz und hochfahrend, Ihr seid es auch, Herr Stadtschreiber. Wir wollen uns weiter hassen, das ist das Beste!" Um ihre Lippen spielte ein seltsames Lächeln, das unentschieden ließ, ob das Ganze ein Scherz oder bitterer Ernst war. Bitsch nahm es für das Letztere; er konnte nun einmal nicht so leicht vergessen, noch klangen ihm die schneidenden Worte von gestern im Ohr, und sein Barrett ergreifend, sagte er kühl: „Ich danke Euch, Ihr habt Recht, Herzogin Hedwig! und offener ehrlicher Kampf, das ist das Beste, lebt wohl!" Er wollte zur Thür. Jagula hielt ihn zurück. „Ambrosius, ist denn Dein Stolz stärker als Deine Liebe? bleib', und Alles wird noch gut!" Sie ergriff eine Hand des Stadtschreibers und langte nach der Hedwig's, um sie ineinander zu legen.

Die junge Herzogin zuckte mit der Hand zurück. „Laß die Thorheit," sagte sie mit einem strengen, harten Tone. „Du thust, als ob der Stadtschreiber von Liegnitz ein Herzogthum in seinen Händen hätte." „Wer weiß!" entgegnete Bitsch, seinen alten Trotz wiedergewinnend. „Lebt wohl, Jagula, bemüht Euch nicht weiter! Mit einem Herzogthum in den Händen

sehn wir uns wieder!" und seiner Sinne kaum noch mächtig, eilte er mit einem Hohngelächter auf den Lippen hinaus. „Der aufgeblasene Narr!" murmelte Hedwig, und doch preßte sie die Hand heftiger auf's Herz, als müsse auch sie das wilde Schlagen desselben zur Ruhe bringen.

„Du hast ihn wieder von Dir gestoßen!" klagte Jagula, ihrer Thränen nicht mehr mächtig, „und doch wünschtest Du gestern selbst eine Aussöhnung."

„Weil Du so lange davon schwatztest, Kind, bis ich „Ja" sagte," entgegnete Hedwig, die trotz ihres geringeren Alters Jagula gegenüber die Ueberlegene zeigte. — Herzogstöchter reifen schnell. —

„Du wirst es bereuen, das treueste Herz fortgewiesen zu haben!"

„Und das Dir so treu geworden wäre!" entgegnete die Herzogin spottend.

Jagula schwieg; nur ihre beredten Augen warfen der Freundin einen Blick zu, der sagen konnte: „Ah, Du bist eifersüchtig!" Hedwig machte eine stolze, abwehrende Bewegung. „Zürne mir nicht, daß ich Dir Dein Spielzeug zerbrechen mußte, Du sollst anderes haben. Da ist ja noch der junge von der Heide — der ist stets so lustig und aufgeräumt, Ihr paßt besser zu einander — und dann, Jagula, meine Mutter fühlt sich heut etwas besser — morgen reisen wir nach Lüben zum Herzog!" Die Herzogin entfernte sich rasch; sie bedurfte der Einsamkeit, um sich zu fassen

und zu sammeln. Jagula hatte sich auf einen Sessel gekauert und starrte düster vor sich hin; nur als sich die Herzogin entfernte, warf sie ihrer Freundin einen glühenden Blick des Hasses nach und murmelte zwischen den kleinen, weißen Zähnen: „Ich schwöre es, das sollst Du mir bezahlen, Hedwig!" —

Vom herzoglichen Schlosse war noch am Tage des Mordanfalles die Auslieferung des jungen Wüsthube gefordert worden. Der Bürgermeister hatte zeitiger als gewöhnlich eine Sitzung anberaumt, um über diesen schwer wiegenden Fall zu berathen, Bitsch war zweifelhaft gewesen, ob er unter diesen Umständen überhaupt zu Jagula gehen sollte; aber er hatte sein Wort gegeben und glaubte von der Polin rasch fortkommen zu können. Jetzt hatte er sich doch verspätet, und raschen Schrittes eilte er dem Rathhaus zu. Als der Stadtschreiber eintrat, bemerkte sein scharfes Auge, auf welche Seite sich bereits der Sieg geneigt hatte. Peter Rothe stand aufrecht vor seinem Stuhle, die rechte Hand auf den Tisch gestützt, und blickte mit dem ganzen wilden Trotze erwachten Bürgerstolzes umher; auch die Gesichter der beiden Rathsherren Schober und Lindner waren angeglüht von jener Kampfeslust, die vor dem Aeußersten nicht mehr zurückscheucht; — dem alten Kochenschreiber war eben sein „ja, ja" von den Lippen entflohen, und jetzt saß er müde und zusammengebrochen dort — er hatte seine Schuldigkeit gethan. Des Stadtvogtes Augen irrten

treulos umher — und umfaßten mehr als je die entferntesten Gesichtspunkte. Herr Popplau aber saß gesenkten Hauptes dort und hielt die weichen, fleischigen Hände über den starken Leib gefaltet. Zum erstenmal prägte sich in dem sonst so schwammigen Gesichte ein entschiedener Zug des Unmuths und Verdrusses aus, und als der Stadtschreiber eintrat, und Alle seinen Gruß freundlich erwiederten, starrte Hieronymus finster vor sich hin, und ein verächtliches Lächeln spielte um seine Lippen.

„Ihr kommt zu spät, Bitsch!“ sagte Jodocus Lindner spottend, „Ihr mögt sprechen, was Ihr wollt, wir geben den armen Burschen nicht heraus!“

„Das ist schade,“ entgegnete der Stadtschreiber, auf den Scherz eingehend, „'s war doch die beste Gelegenheit, mit der Herzogin Frieden zu machen und sich unterwürfig zu zeigen!“

„Das sagte unser Freund dort auch,“ bemerkte Johannes Schober, auf den Bürgermeister zeigend, „aber wir wollen nun einmal den Tanz versuchen!“

„Ihr wißt doch,“ erwiderte Bitsch, den Scherz weiter spinnend, „zum Tanz gehört mehr als ein paar Schuhe.“ Der Bürgermeister erhob sich jetzt, und nachdem er die von vielen Reden heiße Stirn getrocknet hatte — begann er mit jener Würde, die ihn keinen Augenblick verließ: „Der Rath der Stadt hat beschlossen, dem Befehle unserer durchlauchtigen Herzogin nicht zu gehorsamen und den jungen Wüst-

hube nicht herauszugeben. Unsere heutige Berathung ist damit beendigt. Möge dieser Entschluß unserer Stadt zum Heil gereichen!“ und ein unwillkürlicher Seufzer folgte diesen Worten. Der Bürgermeister blieb noch einen Augenblick stehen, seine sonst so ausdruckslosen grauen Augen schienen dunkler zu werden und in eine finstere, unheimliche Zukunft zu blicken. Trotzdem die Rathsherren längst die Schwäche ihres Oberhauptes verachten gelernt, machte dies ernste, tiefergriffene Benehmen des alten Herrn einen eigenthümlichen Eindruck. Nur der spottlustige Jodocus flüsterte dem Bauherrn zu: „'s ist doch ein großer Mann!“

Erst als Herr Popplau die Sache mit diesem Ernste behandelte, wurde Allen die Wichtigkeit dieses Beschlusses klar. Wieder war es ein Schritt weiter auf jener abschüssigen Bahn, die vielleicht zum Heile, aber auch zum Verderben ausschlagen konnte. Es wäre vielleicht klüger gewesen, dem Ansinnen der Herzogin nachzugeben und sich mit dieser unliebsamen Aufgabe nicht zu belasten; — denn auf welcher Seite das Recht sei, war doch sehr zweifelhaft, und was gewann der Rath durch diesen Widerstand? — Doch nirgends waren die Städte eifersüchtiger als auf ihr Recht, Gericht zu halten, und es galt stets für schimpflich, einen Verbrecher, und noch dazu ein Stadtkind, einer fremden Macht ausliefern zu müssen. — Dazu kam das immer stärker erwachende Selbstvertrauen,

die Freude, der Herzogin so viel als möglich trotzen zu können und der eigenen Kraft damit bewußter zu werden. Das hatte auch Peter Rothe hervorgehoben und gemeint, daß es noch immer Zeit sei — den Burschen herauszugeben, wenn die Herzogin zu Gewaltmaßregeln schreiten würde; da wäre noch lange keine Gefahr dabei, und deshalb hatte auch der alte Kochenschreiber sein „ja, ja“ geplappert und damit die Stimmenmehrheit für die Sache des Widerstandes entschieden.

Die Rathsherren entfernten sich einer nach dem andern, während Hieronymus auf seinen Sessel zurückfiel und in ein finsteres Brüten zu versinken schien. Der Stadtschreiber war immer der Letzte; als auch er sich entfernen wollte und bereits die Hand auf dem Drücker des Thürschlosses hatte, rief ihn der Bürgermeister zurück: „Auf ein Wort, Herr Stadtschreiber!“ — Bitsch drehte sich bei dieser eigenthümlichen Anrede verwundert um, während Popplau sich erhob, langsam auf ihn zuschritt und, leicht seine Schulter berührend, mit höhnischer Freundlichkeit fortfuhr: „Ich wollt' Euch nur sagen, daß ich habe Nägel auf meine Gartenmauer schlagen lassen, und wer darüber steigt, sich leicht den Mantel zerreißen kann.“ Die größer gewordenen Augen des Bürgermeisters ruhten kalt und höhnisch auf dem jungen Manne. — Dieser entfärbte sich auf einige Augenblicke; das ohnehin blasse Gesicht wurde förmlich blutlos; er gewann

aber rasch seine Haltung wieder und entgegnete gelassen: „Semper aliquid haeret, sagt der Lateiner, es bleibt immer Etwas hängen, warum nicht ein Stück Mantel?“

„Und ein Stück Ehre!“ erwiederte der Bürgermeister kalt. — „Bitsch!“ fuhr er fort, und seine Hand ruhte jetzt schwer auf dessen Schulter: „Ihr seid mir Gegner gewesen von dem Augenblicke an, wo Ihr in's Amt gekommen; ich hab's Euch nachgesehen, weil ich nicht gern hasse — 's ist unbequem und kostet Arbeit, — aber jetzt greift Ihr mich in meinem eigenen Hause an, wollt mein eigenes Kind bethören — das sind Bubenstreiche, die auch mein Blut in Wallung bringen!“ — Popplau ließ die Hand von der Schulter des jungen Mannes sinken und verschränkte die Arme, als müsse er sich selbst vor einem thätlichen Zornesausbruch schützen!

Der Stadtschreiber trat einen Schritt zurück; alles Blut stieg ihm zu Kopfe und beraubte ihn auf einige Augenblicke der Besinnung; dann aber, mit gewaltiger Kraft alle leidenschaftliche Erregung niederkämpfend, sagte er ruhig: „Ihr irrt Euch, Popplau! warum zeigtet Ihr mir so offen Euren Unwillen, daß es mir unmöglich war, Euer Haus ferner zu betreten? warum verbargt Ihr mir Eure Tochter? laßt mich frei und ehrlich um sie werben — aber schwatzt nicht so unbesonnen von Bubenstreichen, das ziemt nicht Eurem grauen Haar!“ „Ich danke Euch,

Bitsch! Ihr spielt hier stets meinen Lehrmeister," entgegnete Popplau, auf den grünen Tisch weisend, — „aber in meinem Hause bin ich allein Herr und thu', was mir gefällt — kümmer' mich den Henker um Euer warum? Ihr seid ein unruhiger Kopf und habt nicht eher Ruhe, bis er Euch zu Füßen rollen wird!" „Und ist dies der einzige Grund, warum Ihr mir Eure Tochter weigert?" — frug Bitsch spottend, „wenn ich sie zur Wittwe machte, wär' sie doch geborgen! — ich hab' an Hab' und Gut mehr, als nöthig ist, um vor Euch als Brautwerber treten zu können," setzte er stolz hinzu. Hieronymus Popplau lachte zornig auf: „Habt was Ihr wollt! Ich hass' Euch, weil Ihr mich gehetzt und verfolgt habt mit Euren kindischen Thorheiten, weil Ihr mir jeden Tag meines Lebens vergällt mit Eurem ewigen Besserwissen und übermüthigen Geschwätz — geht! meine Tochter wird nie Euer Weib!" Der sonst so lässige, ruhige Mann sprach rasch und heftig und zeigte, wie viel Groll und Haß sich in seinem Herzen angesammelt haben mußte, der nur auf die günstige Gelegenheit gewartet, um endlich helllodernd hindurch zu brechen. — Er machte bei den letzten Worten eine gebieterische Handbewegung — und war jetzt in Wirklichkeit so würdig und männlich, wie er sonst nur den Fernstehenden erschien.

Selbst auf Bitsch machte dies ungewöhnliche Aufraffen einer schlummernden Manneskraft einen gewißen

Eindruck, der überlegene Zug, der stets um seine Lippen spielte, wenn er mit Hieronymus sprach, verschwand — und er entgegnete: „Nie!? weil ich Euch nicht immer Recht geben kann? und weil mir das Wohl der Stadt mehr am Herzen liegt als mein eigenes? Eure Tochter liebt mich, und Ihr werdet sie nicht unglücklich machen wegen dieses thörichten Hasses!“

„Nein, und wenn ich Euch verzeihen wollte, daß Ihr mir stets entgegen gewesen, daß Ihr aber mit meiner Tochter heimliche Zusammenkünfte sucht, das ist schlecht und ehrlos, und ich veracht' Euch eben so sehr, als ich Euch früher gehaßt!“

Bitsch fuhr auf und wollte Etwas entgegnen, aber der alte Herr richtete sich noch höher auf und fuhr höhnisch fort: „Spart weitere Gegenrede — Ihr mögt in Welschland andere Sitten gelernt haben — wir Deutsche halten noch auf Treu und Tugend und dulden nicht, daß man ein loses Spiel mit Frauen treibt. Ein Mann, der so frech die Ehre der Geliebten auf's Spiel setzt, wird nie mein Eidam!“ — Popplau wandte dem Stadtschreiber den Rücken und ging auf seinen Sessel zu, in den er sich nach einer solchen Kraftanstrengung erschöpft niederließ, und Bitsch verließ, ohne noch ein Wort zu sagen, den Saal.

Er fühlte sich tief gekränkt und gedemüthigt — doch anstatt sich selbst die Schuld zuzuschreiben, sann er nur darüber nach, wie der Bürgermeister seinen abendlichen Besuch erfahren haben mußte, und er kam

der Wahrheit ziemlich nahe. — Der alten Barbara war die Sache doch verdächtig geblieben, und sie hatte der kleinen Ursula so lange zugesetzt, ihr alle möglichen Versprechungen gemacht, bis diese mit einem Geständniß herausgerückt war. — Der alte Popplau machte seiner Tochter über diese Thorheit nicht den mindesten Vorwurf, um so mehr grollte er dem Stadtschreiber, und er fühlte eine Art Genugthuung, endlich einmal einen Punkt zu haben, wo er sich ihm überlegen zeigen und ihn niederschmettern konnte.

Der Fleischer Wolf wohnte am äußersten Ende des Dorfes Waldau in einem engen, niedrigen Hause. Das Haus selbst sah zerfallen aus; es war ein Geschenk des Herrn von Zedlitz und als Geschenk freilich hübsch und wohnlich genug. Das von Lehm zusammengeklebte Gebäude mühte sich vergeblich, mit seinen papiernen Fenstern über die höhere Landstraße emporzublicken; man sah es ihm an, daß es, neugierig genug, förmlich auf den Zehen stand, und darum war seine Haltung so unsicher, und doch sah es nur die Füße der Reisenden, nie ihren Kopf. So sturmzerzaust nun auch das kleine Häuschen aussah, den Eintretenden muthete es doch freundlich an, denn Alles sah dort so schmuck und reinlich aus, als ob

nicht eine Fleischer-, sondern eine Edelfrau darin hause. Die sauber gewaschene Diele war mit frischen Fichtennadeln überstreut, die der nahe Wald reichlich lieferte; auf den Tischen und Stühlen lag kein Stäubchen, und das Zinngeschirr im großen Schrank blitzte wie silbern. Wer freilich die kleine runde Frau sah, dem konnte kein Zweifel bleiben, daß hier eine ängstliche Reinlichkeit herrschen müsse. Die Frau des Metzgers Wolf mochte ungefähr zwei und zwanzig Jahr, vielleicht auch älter sein. Sie war etwas zu voll, etwas zu rund, um noch für hübsch zu gelten; aber ihre Wangen strotzten vor Gesundheit, ihre aufgestreiften, fleischigen Arme waren von blendender Weiße, und alle ihre Bewegungen waren so rasch und leicht, daß man darüber die in's Breite gegangenen Formen vergaß. Sie hatte ein weißes Häubchen auf dem schwarzen, glatt gescheitelten Haar, eine ebenso blendend weiße Schürze auf dem dunkelrothen Rock, und trotzdem sie den ganzen Morgen schon herum gewirthschaftet, ja selbst ihrem Manne beim Schlachten geholfen hatte, zeigte ihre Wäsche noch keinen Fleck. Jetzt, nachdem sie den alten hohen Lehnsessel zum drittenmal abgestäubt und einen zufriedenen Blick über ihr vollendetes Reinigungswerk und das ganze Zimmer geworfen hatte, eilte sie in den Hof, wo ihr Mann soeben wieder einem feisten Hammel den Garaus machen wollte. „So warte doch!“ rief sie schon von weitem ihrem Manne zu, mit einer so hellen, beinahe schnei-

denden Stimme, wie man sie aus dieser von reichlichem Fett umpolsterten Kehle nicht erwartet hätte. Der Mann hatte schon das Messer erhoben und hielt augenblicklich inne. „Was machst Du wieder? siehst Du denn nicht, daß diese elende Bracke noch lange nicht fett genug ist?“ „Aber,“ warf der Fleischer schüchtern ein, „ich dächte, der Hammel könnte sich sehen lassen, fühl' nur mal her!“ „Ach was,“ entgegnete die Frau, und noch mehr ihre Stimme erhebend, fuhr sie fort: „Du bleibst ein dummer Tölpel! Gleich läßt Du das dürre Thier los! Siehst Du nicht den schwarzen dort, den mußt Du nehmen,“ und sie wies auf einen Verschlag, in dem noch einige Schafe dicht zusammengedrängt standen und dumm und verschüchtert in einander hineinliefen.

„Das ist ja unser bestes Stück Vieh!“ rief ihr Mann, „was wir immer zur Schau haben, Du willst doch nicht —“

„Freilich will ich,“ entgegnete die Frau so heftig und entschieden, daß ihr Mann keinen weitern Widerspruch wagte, sondern in den Verschlag ging und mit einem einzigen Griffe das bezeichnete Schlachtopfer hervorholte und das erstgewählte fahren ließ, das mit einem entrüsteten Geblöke seinen dunklen Empfindungen und seiner Freude über das neu geschenkte Dasein Luft machte.

Der Fleischer stach kunstgerecht und mit großer Gewandtheit das arme Thier ab. Er war entzückt

über das prächtige Fett, das ihm beim ersten Schnitt entgegenquoll, und wieder gutmüthig sein breites Gesicht der gefürchteten Frau zuwendend, sagte er schmunzelnd, um sie zu versöhnen: „Den soll der Herr bekommen!" „Wer denn sonst?" entgegnete die Frau, als ob sich das von selbst verstände.

„Ist es nicht ein Fleisch zum Küssen?" frug ihr Mann weiter, sich noch immer an dem köstlichen Anblick weidend, „es ist aber auch theuer genug!" setzte er hinzu und schlug mit dem Messer auf den fetten Rücken des Thieres. „Theuer? Was hast Du dafür gegeben?" frug seine Frau hastig.

„O nicht viel," entgegnete der Fleischer einlenkend — „18 Heller."

„18 Heller! Du bist verrückt! so viel Geld wegzuwerfen für ein kleines Thier!"

Das war doch dem armen Wolf zu arg, gerade auf seine billigen Einkäufe that er sich Etwas zu Gute, wie dies unsere Metzger auch noch machen — ein solcher Vorwurf traf seine schwächste Seite. Er warf ungeduldig den eben erhobenen Kopf des geschlachteten Viehs auf die Schlachtbank, daß davon das Blut herumspritzte, und rief ergrimmt: „Dann kauf' Du selbst ein, wenn ich's nicht versteh'!"

Frau Wolf hörte nicht mehr darauf; sie sah nur ihre weiße Schürze über und über mit Blut bespritzt und schrie wie eine Verzweifelnde auf: „Ach, meine Schürze! Du Klotz, daß ich auch gerade Dich heirathen mußte

— o ich unglücklich Weib, ich hätte ganz andere Männer bekommen!“ und mit dem noch rein gebliebenen Zipfel ihrer Schürze fuhr sie sich über die thränenfeuchten Augen.

Jetzt war es mit dem Widerstande des Metzgers vorbei, der starke vierschrötige Mann wurde windelweich und blickte furchtsam, wie ein Kind, das Etwas zerschlagen hat, auf das angerichtete Unheil. Er suchte mit täppischer Zärtlichkeit seine kleine Frau zu beruhigen; aber diese achtete nicht auf seine zerknirschte Stimmung und eilte mit ihrer Schürze in das Haus. Wie erschrak sie aber, als sie eben in's Haus getreten war und plötzlich ihren Herrn und Gönner, den Truchseß, erblickte, der mitten in der Hausthür stand und mit seiner stattlichen Gestalt dieselbe vollständig ausfüllte.

Frau Wolf schrie laut auf und wollte eiligst in die Stube schlüpfen, um sich nicht in diesem Zustand erblicken zu lassen; aber der sonst so langsame Truchseß war rascher als sie; er bekam noch ihre runden, hübschen Arme zu erfassen und sagte lachend: „Nun siehst Du doch einmal aus wie eine Metzgerin!“ Die kleine Frau blickte ganz verschämt zur Erde und entgegnete ängstlich: „Ach, verzeiht nur, Herr Truchseß, daß Ihr mich so schmutzig seht; aber man muß doch überall mit Hand anlegen, und da geht's nicht anders.“ So leicht sie die Sache vor dem Truchseß nahm, um sich nicht lächerlich zu machen, um so mehr wollte sie

dafür ihrem Manne grollen und ihn seine schwere Schuld desto härter fühlen lassen.

„Das sieht ja aus, als ob Du aus der Schlacht kämst," bemerkte der Truchseß. „Vom Schlachten, Herr!" entgegnete Frau Wolf lachend, die rasch ihre alte Munterkeit wiedergewonnen und nun in die Kammer eilte, um im nächsten Augenblick mit blendend weißer Wäsche vor Zedlitz zu erscheinen.

Der Truchseß schien hier wie zu Hause zu sein; er warf sich nachlässig in den großen Armstuhl, kreuzte die Beine, und den Kopf mit einem schlauen Blick zu der vor ihm stehenden kleinen Frau erhebend, frug er lächelnd: „Wie ist es dem Wolf in der Stadt ergangen?" „Schlecht, Herr!" entgegnete diese rasch, „er war wüthend, so böse hab' ich ihn lange nicht gesehen; besonders auf den Stadtschreiber drinnen war er übel zu sprechen; aber er grollt auch Euch," fuhr sie in ihrer Redseligkeit fort, „weil er meint, daß Ihr ihn mit der ganzen Geschichte nur zum Narren gehalten." „Der dumme Kerl, konnt' ich das voraussehen? warum ließ er sich fortjagen!" bemerkte Zedlitz gleichmüthig. „Ja, es wär' doch ein recht hübscher Verdienst gewesen — denn hier auf dem Lande geht das Geschäft doch zu schlecht — die Bauern schlachten sich ihr Vieh selbst — Ihr glaubt nicht, gnädiger Herr, wie wir uns quälen müssen, und ich weiß auch nicht, wie's gekommen — ich hatt's ihm gut genug eingetrichtert, wie er sich in Liegnitz

benehmen sollte, und er ist sonst dickköpfig wie ein Stier. Glaubt nur, Herr Truchseß, ich hätte einen schweren Stand, wenn ich nicht —" „So schlau wie eine Kammerkatze wäre," unterbrach sie der Ritter und klopfte sie vertraulich auf die Wange. „Ja, Du ziehst ihn am Schnürchen, und er folgt Dir wie ein Lamm." „Ich fürchte nur, daß er widerspenstig wird; er hat schon jetzt manchmal Anfälle — besonders —" die junge Frau stockte. — Zedlitz wurde nachdenklich und sagte nach einer Weile: „Hättest Du Lust, in die Stadt zu ziehen?"

„In die Stadt?" wiederholte Frau Wolf und schlug in freudiger Ueberraschung die fleischigen Hände zusammen. „Ich will Euch eine Schlachtbank in Liegnitz kaufen," erläuterte Zedlitz — „Herzogin Elisabeth giebt gewiß auch Etwas dazu — Du hast Recht, hier auf dem Dorfe ist doch ein traurig Leben — ich hab' dann Dich und Deinen Mann näher, und ich brauch jetzt Freunde in der Stadt."

„Ist es denn wirklich Euer Ernst?" frug die junge Frau, noch immer ein solches Glück bezweifelnd.

„Die nächste Fleischbank ist Euer, verlaß' Dich drauf!" bemerkte Zedlitz und blickte mit sichtlichem Behagen auf den Jubel der jungen Frau, die, sich nicht länger mäßigend, einen Freudenschrei ausstieß und, in den Hof eilend, nach ihrem Manne rief. Dieser hatte lange unschlüssig gestanden, ob er seiner kleinen Frau folgen oder aber im Hofe bleiben solle, bis sich das

Gewitter völlig verzogen. Seine Annäherungsversuche waren bei solchen Gelegenheiten stets schonungslos zurückgewiesen worden, und so zog er vor, in Gesellschaft des Hammels zu verweilen, dem er jetzt mit kunstgerechten Händen den Rücken schlitzte, um ihm ein stattlicheres Ansehen zu geben, als ihn der Ruf seiner Frau aus seinem stillen Tagewerk weckte. Er richtete sich in die Höhe, als ob ihn ein Schlag in den Nacken getroffen, und folgte jetzt der kleinen Frau, dumm und vorsichtig, wie eines seiner Lämmer.

„Der gnädige Herr Truchseß will uns in Liegnitz eine Fleischbank kaufen, und nun bedank' Dich schönstens," erklärte Ulrike und zog hastig den bedachtsam fortschreitenden Mann bis zum Lehnsessel des Herrn von Zedlitz.

Wolf kraute sich nur in den Haaren und stand so breitbeinig trotzig dort, wie damals auf dem Markte zu Liegnitz. Es war eine zu überraschende Nachricht, als daß sie sein harter Kopf sogleich hätte fassen können. Zedlitz wiederholte seinen Vorschlag und setzte hinzu: „Dann kannst Du dem windigen Stadtschreiber die Faust unter die Nase halten." „Denke doch, das wird prächtig," ergänzte Frau Wolf, „Du gehörst dann zur Innung und wirst reich und angesehen, wie all' die Metzger in der Stadt."

Wolf fing endlich an zu begreifen; er reckte sich in die Höhe, als käme er schon jetzt in Ansehen,

und mit einer zornesheisern Stimme entgegnete er: „Ich will's dem grünen Burschen schon einträngen, daß er mir die Kunden verjagt! Denkt Euch, Herr Truchseß, ich stand dort wie ein dummes Stück Vieh und hatt' doch mein Privileg; aber wartet nur!“ er stemmte dabei die Arme unter und ballte seine Faust. Zedlitz konnte kaum ein Lächeln unterdrücken; „es bleibt dabei, die nächste ledige Fleischbank in Liegnitz ist Euer, und wenn Ihr dem Stadtschreiber seinen losen Mund stopft, soll mich's freuen.“ Zedlitz erhob sich. „Ich hab' draußen einen prächtigen Hammel, darf ich ihn Euch bringen?“ frug der Metzger jetzt wie verklärt. „Immerhin! ich bleib' heute in Waldau zur Jagd.“ Er nahm plötzlich eine andere Haltung an, grüßte die Metzgerleute stolz und flüchtig zum Abschied. Während Wolf seine Kappe schwenkte und sich demüthig verneigte, warf Zedlitz der jungen Frau noch einen freundlichen Blick zu. „Auf Wiedersehen!“ sagte er lächelnd und schritt seinem nur einige hundert Schritt entfernten Herrschaftssitze zu. —

Wenige Wochen später hatte sich schon der Ankauf einer Fleischbank durch den Tod eines liegnitzer Metzgers geboten, und Zedlitz hatte dieselbe, obwohl zu ziemlich hohem Preise, erstanden.

Nun war Frau Wolf am Ziel ihrer Wünsche, und mit frohem Herzen sagte sie dem schmutzigen Dorfe Lebewohl, um ihre weiße Schürze in der Stadt leuch-

ten zu lassen. Wohl sahen die übrigen Metzger anfangs scheel auf den Eindringling; aber Christian Wolf machte sich Nichts daraus, seine Frau noch weniger — sie waren jetzt zünftig, und zuletzt mußte man doch ihre Herkunft vergessen.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne warf ihre letzten verglimmenden Strahlen zum Erkerfenster des Stadtschreibers hinauf; es dämmerte bereits in dem Gemach, und das ist die Stunde, in der sich süß und heimlich plaudern läßt, und die Herzen mittheilsamer gestimmt werden, als am lauten Tage. Wenn Alles schweigt, fängt am ehesten das Menschenherz zu sprechen an.

Frau Gertrud saß in ihrem Lehnstuhl und blickte aufmerksamen Auges auf ihren Sohn, der nach alter Gewohnheit das Zimmer durchwanderte. „Komm', setz' Dich zu mir und hör' auf so unruhig hin und her zu laufen," sagte Frau Gertrud mit ihrer milden, einschmeichelnden Stimme.

Ambrosius hielt augenblicklich in seiner Wanderung inne und wollte sich als gehorsamer Sohn neben seine Mutter setzen.

„Nein, hierher," bat Frau Gertrud, „damit ich Dir in's Auge sehen kann," und sie zeigte auf einen Platz ihr gegenüber.

„Aber es ist ja beinahe finster," entgegnete Bitsch.

„Deine Augen sehe ich doch," sagte die Mutter leise und ergriff seine Hand. „Deine treuen, lieben Augen, die jetzt so bekümmert, so sorgenvoll blicken. Sag' Deiner Mutter, was Dich drückt!" fuhr Frau Gertrud fort, als ihr Sohn verlegen schwieg. „Armer Junge, Du hast das schwere Blut Deines Vaters, Du wirst nie glücklich werden!" und sie strich zärtlich, da sich Ambrosius zu ihr neigte, über sein schönes Lockenhaar. „Und doch will ich glücklich werden und Andere glücklich machen!" entgegnete Ambrosius, und seine Augen blitzten.

„Willst Du endlich Eva als Dein ehelich Gemahl heimführen?" frug die alte Frau neckend, die gar wohl wußte, daß ihr Sohn unter „Andere glücklich machen" ein Heirathen nicht gemeint hatte; aber den Müttern ist dies eine gar liebe Sache, auf die sie nicht oft genug anspielen können.

„Nein, Mutter!" entgegnete Ambrosius entschieden, und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen, „Eva wird schwerlich noch mein Weib."

„Schwerlich?" rief die Mutter erstaunt, „und ich dachte schon — sag' mir, wie ist das so schnell gekommen?"

Ambrosius rückte seinen Stuhl näher an die Mutter und theilte ihr seine letzten Erlebnisse mit. Der junge Stadtschreiber hing an seiner Mutter mit wunderbarer Innigkeit, ihr vertraute er Alles an,

jeden Kummer, jede Sorge, alle Hoffnungen und Träume, es war keine Falte seines Herzens, die ihr nicht offen lag, und die kluge, lebhafte Frau hatte stets das rechte Wort auf den Lippen; sie wußte zu trösten, zu beruhigen, anzufeuern, und da sie ihren Einfluß nie ungeschickt geltend machte, wurde der stolze Sinn des Sohnes nie dadurch verletzt.

Frau Gertrud seufzte; sie sah damit wieder einen ihrer Lieblingsgedanken, den sie selbst eifrig gefördert hatte, in weite Ferne gerückt, und sie bemerkte leise: „Ich hatte mir's so schön gedacht, Du wärest am ehesten zur Ruhe gekommen, Eva war doch eine Liebe, die Du erreichen konntest, während —"

„Mutter, woran mahnst Du mich?" entgegnete ihr Sohn schmerzlich bewegt. „Gott sei Dank, ich kann sie jetzt hassen, und ich will ihr heimzahlen all' den Schmerz, den sie mir bereitet!"

„Du glaubst sie zu hassen, weil sie Dich stets hin und her gehetzt, und weil sie Dich öffentlich beschimpft; ich hab's wohl gehört! aber vielleicht täuschst Du Dich doch, vielleicht ist auch Dein Haß nur neue Liebe."

Ambrosius lehnte die heiße Stirn an die Brust seiner Mutter und flüsterte dann im leidenschaftlichen Tone: „Ich traf sie noch einmal bei Jagula — sie stieß die Hand der Versöhnung zurück, sie verachtet mich, und seitdem kenne ich nur eine Göttin, den Ehrgeiz, ich will rastlos streben, mich und meine Vaterstadt groß und mächtig zu machen, und in

meinen Händen wird einst ihr Schicksal liegen!" Aufgeregt von diesem Gedanken, sprang der Stadtschreiber auf und durchwanderte wieder das Zimmer.

Frau Gertrud war zu viel Czechin, um die wilden Träume ihres Sohnes zügeln zu können; ihr Blut wallte noch rascher und stürmischer wie das ihres Sohnes; sie war die Vertraute seiner kühnen Pläne und Gedanken und schaukelte sich gern auf den hohen Wellen eines vielleicht trügerischen Glücks. Auch heut folgte sie wie eine jugendliche Schwärmerin den kühnen Träumen des Sohnes: „Und nicht wahr, Brosel, wenn Du einmal groß und mächtig wirst, dann kommt auch für die Hussitenlehre eine neue Zeit?"

Ambrosius schwieg verlegen; so innig er seine Mutter liebte, wollte und durfte er sie nicht in Hoffnungen einwiegen, die sie immer wieder vorbrachte, mit ihrem innersten Wesen verwoben schienen, und die sich doch nimmer verwirklichen ließen.

Der Stadtschreiber wußte, daß die Hussitenlehre in Schlesien keine Zukunft hatte. Die Männer aus dem gelobten Lande, wie die Hussiten Böhmen nannten, hatten in dem Lande der Moabiter, dem armen Schlesien, zu wild und stürmisch, mit Feuer und Schwert gepredigt, als daß noch ein schlesisches Ohr für diese neue, unheimliche Lehre empfänglich sein konnte. Nur an einzelnen Herzogshöfen und in

einigen Geschlechterhäusern hatte das Hussitenthum Eingang gefunden.

Bitsch hatte zwar durch die Mutter die neue Lehre eingesogen, und er trug wie sie heiligen Staub auf der Brust. Ein Stückchen Erde von dem Platze, auf dem Huß verbrannt worden war. Mochte man auch jede Spur von dem böhmischen Reformator vertilgt und seine Asche in den Rhein gestreut haben, Liebe und Begeisterung läßt sich nun einmal die Zeichen äußerlicher Verehrung nicht entziehen, — sie klammert sich an das geringste Andenken eines großen Mannes. Die Hussiten gruben die Erde des Richtplatzes aus, trugen sie als theure Reliquien auf der Brust, und dieser „heilige Staub“ wurde ihnen ein Talisman in Noth und Gefahr. Der Sohn von Frau Gertrud hätte sich gern als feuriger Hussit gezeigt, aber der Stadtschreiber Bitsch durfte es nicht, wollte er nicht sein ganzes Ansehen auf das Spiel setzen. Er mußte, wenn auch nur äußerlich, dem alten Glauben treu bleiben, denn er brauchte ihn zur Erfüllung seiner stolzen Pläne.

Frau Gertrud kannte das Band, das Ambrosius an den alten Glauben fesselte; feuriger jedoch als ihr Sohn hing sie der neuen Lehre an, und wie leicht sie auch das Leben nahm, in der Sache der Religion war es ihr heiliger Ernst. Dort war ihr kein Opfer zu groß und schwer. Sie dachte jetzt an Beatrix, die ebenfalls der Hussitenlehre verloren gehen sollte, an

das Drängen des Mönches, und der tiefe Jammer, den sie so lange und ängstlich vor ihrem Sohne verborgen, machte sich endlich in heißen Thränen Luft.

Ambrosius wurde aufmerksamer, die Thränen der geliebten Mutter schnitten tief in sein Herz; er bat sie dringend, ihm mitzutheilen, was sie plötzlich so tief erschüttere; aber erst nach langem Drängen konnte die gequälte arme Frau ihren Kummer hervorschluchzen. Der Stadtschreiber hatte sich bei der Erzählung der Mutter wieder auf seinen Stuhl zurückbegeben. Die Dunkelheit des Zimmers verhinderte zwar Frau Gertrud zu sehen, welchen Eindruck ihre Worte auf Ambrosius hervorgebracht hatten, doch sein langes Schweigen sprach nur zu beredt: „Warum hast Du mir das nicht längst gesagt!“ begann endlich Ambrosius mit zärtlichem Vorwurf. „Ich wußte wohl, daß der Mönch von diesem Gelübde schwatzt, aber ich ahnte nicht, daß er Dich damit so schändlich drängen und quälen würde.“

„Ich wollte Dich nicht mit beunruhigen, weil ich weiß, daß Du nie unglücklicher bist, als wenn Du nicht helfen kannst, und für uns giebt es keine Rettung!“

„Und hältst Du wirklich dies Mönchlein für so mächtig, daß wir ihm nicht trotzen dürfen?“ frug ihr Sohn.

„Nein, nein, dann klagt er uns als Hussiten an und vernichtet uns Alle!“ rief die Mutter ängstlich.

„Es gäbe nur einen Ausweg, wenn Du offen Deinen Glauben bekennen und Dich dem Gubernator von Böhmen in die Arme werfen wolltest; er ist stark und mächtig, er allein kann uns schützen!“

Ambrosius schüttelte das Haupt. „Das wäre mein Untergang! nein, ich halt' es mit Kaiser Siegismund, wer nicht zu täuschen weiß, weiß nicht zu herrschen!“ und den Kopf in die Hand stützend, starrte er nachdenklich vor sich hin. Endlich schnellte er wie von neuer, mächtiger Lebenshoffnung bewegt empor. „Sei ohne Sorge!“ sagte er fest und entschieden, „noch ist Beatrix nicht im Kloster, noch ist sie frei, und der Mönch, ha! ha! er soll es büßen, daß er mein armes Mütterchen so arg gequält, auch ich will ihn narren und quälen bis auf's Blut!“ setzte er leise und grimmig hinzu.

Beide schwiegen, da scholl vom Erker heiteres Lachen herüber; es war Beatrix, die, immer noch lachend, in das Zimmer trat. Sie hatte mit ihrem Vetter Hermann auf dem kleinen Erker gestanden und auf den Marktplatz hinabgesehen — der heut belebter als sonst; denn es war am Abend des grünen Donnerstages. Die Kirchendiener liefen eifrig in den Straßen umher, schlugen mit einem Stück Holz auf kleine Bretter, um das Volk in die Kirche zu rufen, weil heut die Glocken schweigen mußten. Es war so hübsch, die dunklen Gestalten über den Markt huschen zu sehen und in den stillen Abend hineinzulauschen.

— Ihr Vetter hatte aber zuletzt lustige Geschichten erzählt, und sie darüber laut auflachen müssen.

Der Mutter schnitt gerade dies heitere Lachen ihres Kindes durch das Herz, während Ambrosius, unangenehm aus seinen Gedanken aufgescheucht, etwas hastig frug: „Warum lachst Du denn, Beatrix?"

„Zieh' die Stirn nicht kraus," sagte Beatrix noch immer heiter, „Du würdest auch gelacht haben, wenn Du die Späße gehört."

„Es ist ja finster im Zimmer, wie kannst Du meine Stirn sehen?" entgegnete Bitsch jetzt freundlicher.

„Die seh' ich doch, wenn Du in solchem Tone sprichst," erwiederte Beatrix, „denk nur, Mütterchen, Hermann hat mir von dem Bauer Worolt erzählt, der sollte gehängt werden, durfte sich aber den Baum selbst auswählen, da konnt' er nirgends den rechten finden und lebt noch." Hermann war jetzt ebenfalls vom Erkerfenster zurückgetreten und stimmte in das lustige Lachen Beatrix' kräftig ein. Er war schon am Dinstag nach Liegnitz zurückgekehrt, denn er hatte seinen Vater nicht mehr lebend angetroffen und nur noch die traurige Pflicht zu verrichten gehabt, ihn mit allen Ehren in der Familiengruft beisetzen zu lassen. Bitsch sowohl wie seine Mutter hatten Hermann aufgefordert, in ihrem Hause zu herbergen; das frische, aufgeräumte Wesen Czetteritz' brachte ein wenig mehr Leben und Bewegung in das stille Haus. Der Stadt=

schreiber, mit seinen Plänen beschäftigt, war nur selten heimisch; fast täglich besuchte er den alten Rothe, oder er wanderte in den Rathskeller und warf dort mit schlauer Vorsicht so manchen zündenden Funken in die friedlichen Herzen der stillen Bürger. Selbst die Frau Notar war ausnehmend still geworden, zehrte auch der Schmerz um den Verlust Mechthild's an ihrem Herzen, so nagte doch noch mehr der Kummer an ihr, selbst ihr zweites Kind der unerbittlichen Kirche opfern zu müssen. Je weniger Bitsch und seine Mutter dem Vetter Zerstreuung und Unterhaltung boten, je mehr sah er sich in diesem Punkte auf sein schönes Mühmchen angewiesen. Bald hatten die beiden von Natur so glücklich begabten Menschen sich gefunden. Sie scherzten und lachten mit einander; freilich noch etwas leise, um die Mutter in ihrem Hinbrüten nicht zu stören; aber diese sah oft so freundlich aufmunternd zu ihnen hinüber, und dann wurde das Geplauder lebhafter und lustiger. Der Dominikaner hatte sich den ganzen Tag nicht sehen lassen — der Dienst der Kirche hielt ihn zurück — um so freier, harmloser konnten sich die Beiden bewegen.

So roh und ungebildet im Grunde die edlen Vorfahren unserer — jetzt so geschliffenen Junker waren, gegen die Frauen kehrten sie doch die besten Seiten heraus; man war liebenswürdig, überschwänglich und behandelte sie wie zartes Zuckerbrodt, das

nur mit den Fingerspitzen berührt werden durfte. Wir finden diese Verehrung der Frauen immer in einer entarteten rohen Zeit als letzten, wie von selbst geschlossenen Rettungsanker der sonst völlig versinkenden Sitte und Bildung. Auch Hermann Czetteritz stach gegen die unbeholfenen Bürger- und Geschlechter-Söhne durch seine Gewandtheit und Frauenhuldigung vortheilhaft ab. Er blieb in gewissen Schranken, und doch erzählte er so vieles von dem bunten Treiben der Höfe, von Liebeständeleien und Minnedienst, und Beatrix blickte in diese fremde Welt wie ein neugieriges Kind, das zum erstenmal einen Jahrmarkt betritt. Selbst die Mutter vergaß auf einige Augenblicke den Schmerz um Mechthild — die Sorge um Beatrix.

Frau Gertrud zündete jetzt die auf zwei massiven silbernen Armleuchtern stehenden Wachskerzen an und ließ das Abendbrodt auftragen. Man setzte sich zu Tische, und die Unterhaltung wurde bald recht lebhaft. Hermann erzählte vom Fürstenstein, wie öde und unheimlich es ihm dort vorgekommen sei, und wie anders er sich das Leben dort geträumt.

Die Mutter des Stadtschreibers wollte ein tröstend Wort äußern, da trat der Dominikaner ein, und sie verstummte. Es war, als ob eine schwüle Luft augenblicklich im Zimmer herrsche; nur Ambrosius zeigte eine ungewöhnliche Freudigkeit, rückte dem Mönch an seiner Seite einen Sessel zurecht und bat ihn, am

Mahle Theil zu nehmen. Pater Benedetto schien die Kälte der Uebrigen nicht zu beachten, machte von der Einladung Gebrauch, und indem er einige saftige Früchte zu schälen begann, erzählte er dabei leicht und gewandt von Popplau und seiner Tochter, die alle Tage stolzer und schwermüthiger werde, und man munkele bereits, daß der Truchseß sie heimzuführen gedenke. — „Doch was habt Ihr mit Popplau gemacht?" wandte sich der Mönch zu dem Stadtschreiber, der bei dieser Anrede keine Miene verzog. „Früher grollte Euch nur dieser würdige Bürgermeister, jetzt haßt er Euch. Sucht ihn wieder zu versöhnen, es ist ein guter Mann, und solche Leute sind zu brauchen." „Nein," entgegnete Bitsch scharf und entschieden. „Er ist der elendeste Fürstendiener und fürchtet sich schon vor dem leichtesten Stirnrunzeln der Piasten."

„Die Piasten sind nicht mehr zu fürchten," entgegnete der Mönch, „und ihre Blüthezeit ist längst vorbei. Wie lange wird es noch dauern, und das ganze Geschlecht ist vom Erdboden verweht."

Czetteritz lachte. „Seid Ihr auch Prophet geworden?" frug er spottend. Pater Benedetto beachtete den Angriff nicht und erzählte jetzt von der heutigen Kirchenfeier, wie traurig die Kirche ausgesehen, weil von den Altären die Tücher abgenommen worden. „Ihr wißt, wie wir damit andeuten wollen, daß die Kriegsknechte Jesu die Kleider ausgezogen.

Ja, immer waren es die Kriegsknechte, welche die Kirche ihres Schmuckes beraubten!" — Der Mönch blickte nicht zu Czetteritz hinüber, dennoch wußte dieser, daß der Angriff auf ihn gemünzt sei, und er versuchte ihn zu erwiedern. —

Auf die Abendtafel hatte sich trotz der Fasten ein Fleischgericht verirrt, und Czetteritz wandte sich an Frau Gertrud mit der Frage: „Habt Ihr auch das Fleisch vom Papst erkauft?" Ehe diese noch eine Antwort geben konnte, fuhr der Ritter fort: „In Breslau war eine Frau, die beichtet, daß sie auch in den Fasten Eier und Fleisch gegessen hätte. Der Beichtiger meint ganz entrüstet: „Ihr habt eine schwere Sünde begangen, es sei denn, daß Ihr solches von unserm heiligen Vater, dem Papst, erkauft." „Ach lieber Herr," sagte die gute Frau, „ich habe nie gewußt, daß der heilige Vater auch Eier und Fleisch feil hat, sonst wollt' ich ihm mein Geld eh' und lieber gegönnt haben, denn unsern Metzgern, sie lassen mich allemal so lange an der Metzig stehen, es sollt' einer das Fleisch nit geschenkt nehmen."

Obwohl Czetteritz als guter Katholik gelten konnte, war doch das Ansehen des Papstes in Deutschland schon so tief erschüttert, daß man ohne Scheu solche Späße zu erzählen wagte. Die Reformation lag bereits ein Jahrhundert vorher wie eine schwere Krankheit dem deutschen Volke in den Gliedern, sie mußte

endlich bei günstiger Gelegenheit ausbrechen, wenn Geist und Körper gerettet werden sollten.

Pater Benedetto verzog keine Miene. „Ihr sagtet von Breslau, dort war ich auch einige Zeit. Ich mußt' eines Tages einen Straßenräuber auf's Schaffot begleiten und ihm geistlichen Trost zusprechen. Ein traurig Amt. — Alle Welt hatte Mitleid mit dem jungen hübschen Menschen, und die Frauen weinten gar kläglich. Der junge Bursche fürchtete sich vor dem Tode, und ich hatte Mühe, ihn aufrecht zu erhalten. Da kamen einige Edelleute des Weges und fragten, was hat der junge, gute Gesell gethan? „Wär' nicht für ihn zu bitten? Wir wollen Alle helfen, daß er möcht' ledig werden.“ Die ehrbaren Leute, die zugegen standen, jubelten schon und sagten: „Ach ja, thut das, edle Herren.“ Weiter frugen die Edelleute, was er gehandelt, daß er sterben müsse. „O, er hat sich nur übersehen und etlichen Kaufleuten die Seckel geschüttelt,“ war die Antwort. Als das die Edelleute hörten, sprachen sie: „Hat er das gehandelt, so wollen wir nicht für ihn bitten, fahrt nur behend und flugs mit ihm davon, denn wenn Alle sich unterstehen wollen, was dem frommen Adel zusteht, wie wollten wir dann Etwas erschnappen,“ und die Ritter sprengten hinweg.“

Bitsch lachte, „siehst Du Vetter, Pater Benedetto versteht sich auch auf Scherz.“ „Doch, ehrwürdiger Vater,“ wandte er sich an den Mönch, „Ihr nehmt

auch Manches viel zu ernst. Meine Mutter hat mir geklagt, daß Ihr den Augenblick nicht erwarten könnt, wo auch Beatrix in's Kloster geht, gönnt uns noch einige heitere Minuten. —" Bitsch sprach das schwerwiegende Wort so leicht hin, so gemüthlich, und es kam dem Mönch so plötzlich und unerwartet, daß er bestürzt für einige Augenblicke keine Worte hatte. In athemloser Spannung erwartete Frau Gertrud die Antwort. Der Stadtschreiber heftete seine klugen Augen auf den Dominikaner und begann von Neuem: „Nun, Ihr überlegt — handelt es sich doch nur um ein einfach Mädchen und nicht um ein Herzogthum!" — Der Mönch warf einen forschenden Blick auf den Stadtschreiber und schien in seiner innersten Seele lesen zu wollen, endlich begann er: „Mir ist das Wort nicht aus dem Sinn gekommen, das Ihr jüngst fallen ließet — ich hätte so manches auf dem Herzen — das sich freilich nur unter vier Augen abmachen ließe."

„Und Beatrix?" frug der Stadtschreiber hartnäckig.

Pater Benedetto zögerte einen Augenblick; es kostete ihm sichtlich einen Kampf, dann sagte er, des Stadtschreibers Hand ergreifend: „Ich vertraue Euch, junger Freund — und wenn ich Euch eine Freude machen kann, will ich die Sache noch länger hinziehen. Die Kirche ist's, die drängt — ich bin nur ihr geringes Werkzeug."

„Kommt, Pater Benedetto,“ sagte Bitsch, „laßt uns ein Stündchen mit einander plaudern,“ und mit Zuvorkommenheit führte er den Dominikaner auf sein Zimmer. Er wußte, daß die Zurückbleibenden dieser Entfernung bedurften, um ihre glücklichen Empfindungen ausjubeln zu können. Frau Gertrud zeigte jetzt, daß sie eine echte Czechin war, und wildes, rasches Hussitenblut in ihren Adern rollte. Sie schloß jubelnd ihre Tochter in die Arme, und ihr Entzücken hatte kein Maß. „Der Mönch wird seine Pläne nicht aufgeben,“ bemerkte Czetteritz, „und dann ist uns doch Beatrix verloren.“ „Aber ich habe sie noch jetzt, der Augenblick ist mein, was kümmert mich die Zukunft!“ entgegnete Frau Gertrud, und wie ein lachend, harmloses Kind vergaß sie die Wolken, die noch immer an ihrem Lebenshimmel standen. „Ich fürchte nur, der schlaue Fuchs umstrickt den guten Ambrosius und zieht ihn zu einer elenden Partei hinüber,“ meinte Hermann. „Das fürchtet Ihr, Hermann?“ entgegnete die Mutter, „dann kennt Ihr den Ambrosius schlecht! Der Mönch mag so schlau sein wie er will, meinen Sohn führt er nicht hinter's Licht!“ Der ganze Stolz einer Mutter lag in diesen Worten. — Czetteritz zuckte die Achseln. „Ihr glaubt gar nicht, wie klug und gelehrt unser Bruder ist“, begann auch Beatrix, — „denkt doch — er kann lateinische Verse machen und weiß so schrecklich viel Geschichten.“

„Ich wünsch' es auch, daß er sich nicht bethören läßt," entgegnete Czetteritz, „er soll es lieber mit dem Kaiser halten, statt mit dem Domkapitel von Breslau."

„Aber ist nicht der Kaiser auch katholisch?" frug Beatrix.

„Freilich wohl, doch das thut Nichts; einen solch' fetten Bissen, wie das Herzogthum Liegnitz, wird er der Kirche nicht gönnen, die ohnehin mehr, als ihr gut ist, verschluckt hat." Czetteritz schien zerstreut und vermochte nur mühsam eine lebhafte Unterhaltung fortzuführen, endlich litt es ihn nicht länger bei den Frauen, und er sagte: „Ich muß sehen, ob der Italiener den guten Ambrosius gewonnen hat." „Nur vermeidet allen Streit mit dem Mönch," bat Frau Gertrud, die gern unangenehmen Angelegenheiten aus dem Wege ging. „Seid unbesorgt," versicherte Hermann und eilte auf das Zimmer des Freundes. Er fand ihn allein, nach alter Gewohnheit raschen Schrittes das Zimmer durchwandernd. „Nun, hat Dich der Mönch gewonnen? Wirst Du das Herzogthum dem Kapitel verschaffen helfen?" frug Czetteritz lebhaft. „Was treibt Dich dazu, solch' großen Antheil an dieser Sache zu nehmen?" frug der Stadtschreiber zurück. „Was mich treibt?" war Hermann's rasche Antwort, „weil ich vom Kaiser komme und horchen soll, welche Gesinnungen Ihr habt, und wie er mit seinen Ansprüchen hervortreten soll?" Wenn ein Pfeil plötzlich an des Stadtschreibers Haupt vorbeigeschwirrt

wäre, würde er nicht so überrascht worden sein, wie von diesem Wort. Unwillkürlich mußte er stehen bleiben, und Hermann's Hand erfassend, frug er heftig: „Was sagst Du? Du kommst vom Kaiser? Er achtet auf das offene Lehen? Du sollst hören, wie wir gesinnt sind?“

„Gemach, gemach!“ entgegnete Czetteritz, — „Du weißt, der Kaiser selbst kümmert sich wenig um's Regiment; aber an seinem Hofe giebt's Leute genug, die die Augen offen halten und überall herumspähen, wo es Etwas zu fischen giebt. Und weil ich nach Hause reis'te, erhielt ich den Auftrag, zu sehen, ob sich nicht mit leichter Müh' das Lehn für des Kaisers Mündel, den jungen Ladislaus, einziehen ließe. Nun fürcht' ich, daß uns der Pfaffe den ganzen Spaß verdirbt.“

Da hinaus liefen also die dunklen Andeutungen, die Czetteritz hatte fallen lassen. Wohl drängte es den Stadtschreiber, zu sagen: „Freund, wir sind Gefährten und Kampfgenossen, und wenn der Kaiser die Sache ergreift, haben wir gewonnenes Spiel und bleiben Sieger;“ aber die Klugheit hielt ihn davon ab. Es war ja nicht sein Vetter, der vor ihm stand, sondern ein Bote des Kaisers, von dem durfte er sich nicht so leicht gewinnen lassen. — Wie oft haben zwei Menschen dieselben Ziele und Bestrebungen, und es kommt nur darauf an, wer zuerst mit der Sprache herausrücken und sagen muß: „Laß uns zusammengehen — zähle auf meinen Dank!“ Bitsch kannte

diesen Unterschied nur zu gut; er wußte, wie viel sein Verdienst an Werth verlor, wenn er gestand, daß ihm diese Aufforderung des Kaisers erwünscht komme, und anstatt den Kaiser für seine Gedanken zu gewinnen — streckte dieser schon die Hand nach ihm aus und brauchte seine Hilfe. Das änderte viel — damit kam von selbst eine größere Ueberlegung, ein Hin- und Herschwanken, und deshalb wich der Stadtschreiber allen bestimmten Erklärungen aus und hatte auf das Drängen des Vetters nur die eine Antwort: „Gönne mir Zeit — wo drei Bewerber vorhanden, da wird die Wahl doch etwas schwer." „Ich dächte nicht," entgegnete Czetteritz, „die Piasten hast Du aufgegeben — sie sind nicht im Recht." — Bitsch zuckte die Achseln — „vielleicht zöge Hedwig mildere Saiten auf, und wir gewönnen manche Freiheiten; wenn sie gewahrte, daß es nur von uns abhinge, ob sie Herrin bliebe oder nicht."

„Der Kaiser wird Euch mehr Freiheiten gewähren, verlaßt Euch darauf," entgegnete Czetteritz. — „Und das Domkapitel, das verschafft uns Allen den Himmel, wenn wir zu ihm halten!" bemerkte Bitsch. „Nachdem's Euch ausgezogen bis auf's Hemd — nein, Ambrosius, so dumm halte ich Dich nicht, daß Du das schöne Herzogthum den Pfaffen in die Hände spielen solltest!"

„Warum nicht? noch können wir wählen, und

wir nehmen dann den Herrn, der uns die größten Freiheiten sichert!"

„Das ist der Kaiser!" entgegnete Czetteritz entschieden und fuhr lebhaft fort: „Halte zu uns und nicht zu diesem Mönch — der Deine Mutter so unglücklich machen und ihr auch das zweite Kind entreißen will."

„Und glaubst Du nicht, daß er gern darauf verzichtet, wenn es ein Herzogthum gilt, meine Schwester ist dann frei, meine Mutter wird glücklich!"

„So stellst Du doch Dein eigenes Glück höher, als das der Stadt?" entgegnete Czetteritz verwundert, „gerade Du hast Dir immer das Ansehen eines Römers gegeben!"

„Ich war in Italien und lernte von den Römern."

Czetteritz machte ein verdrießliches Gesicht. „Laß uns wieder zu den Frauen gehen und vergiß vorläufig Deine Sendung," meinte Bitsch, „wie auch die Würfel fallen, Freunde bleiben wir doch!" und sie schüttelten sich die Hände.

Mechthild war noch am andern Tage in's Kloster zurückgegangen. Gerade die Mittheilung ihres Bruders, daß Hermann jetzt frei werden, und sich noch Alles anders gestalten könne, bewog sie, dieser Welt so rasch wie möglich zu entfliehen, und dann — dies letzte Schwanken erschien ihr jetzt so sündhaft, daß sie es nur durch ein doppelt strenges Klosterleben abzubüßen vermeinte. Sie hätte am liebsten sofort ihr

Gelübde abgelegt, um vor ferneren Lockungen der Welt geschützt zu sein, wenn nicht der erste Osterfeiertag für diesen wichtigen Vorgang bestimmt gewesen wäre, und die Aebtissin an diesem Tage unerschütterlich festgehalten hätte.

Der Morgen des ersten Osterfeiertages brach in wunderbarer Schönheit an. Kein Wölkchen stand am Himmel, eine frische, reine Luft wehte, wie ein belebender Hauch zuckte es über die Erde, weckte die geschlossenen Knospen in der Pflanzenwelt und im Menschenherzen. Man grüßte sich freudiger heut, wie sonst. „Christ ist erstanden!“ rief man sich zu, und in jeder Brust erstand wenigstens neue, frische Lust am Leben. Schon um Mitternacht hat eine feierliche Messe stattgefunden, und bald dahinter beginnt jenes kirchliche Schauspiel, auf das die Menge in gespannter Erwartung harrte. Die Musik des Hochamtes ist kaum verklungen, als plötzlich aus einem Winkel der Kirche ein verkleideter Priester hervorbricht, ein Kreuz in der Hand haltend, und hastig zur Thür der Sakristei stürzt, die er jedoch verschlossen findet. Ungestüm pocht er mit dem Kreuz an die Thür, da erhebt sich im Innern ein groß Geschrei. „Der Herr Jesus,“ flüstern sich die Andächtigen in der Kirche zu, „will niederfahren zur Hölle, aber die Teufel wollen ihn nicht einlassen.“

Bitsch und Czetteritz waren ebenfalls in die Kirche gegangen. Hermann, der sich ruhelos auf seinem

Lager herumgeworfen, hatte sich allein fortschleichen wollen, aber Ambrosius hatte ihn doch gehört, und als sein Vetter gefragt, wohin er mitten in der Nacht gehen wolle, war Jener gleich bereit gewesen, ihn zu begleiten, da er diesem Schauspiel noch niemals beigewohnt hatte. Der Stadtschreiber erkannte in dem Darsteller des Heilands augenblicklich den Dominikaner. Die Augen des Italieners glühten heut verzehrender denn je; er schien ganz in seine Rolle aufgegangen, und wie er so stürmisch an die Thür klopfte, und das Licht der Wachskerzen auf sein blasses Antlitz fiel, sah er wirklich aus, als ob er erst dem Grabe erstanden. „Pater Benedetto macht seine Sache vortrefflich," flüsterte der Stadtschreiber seinem Vetter in's Ohr. Dieser erschrak über den Spott; er hatte mit gläubigem Sinn das Schauspiel betrachtet und nicht einmal den Mönch erkannt. „Wahrhaftig, es ist Pater Benedetto," sagte er jetzt verächtlich, und seine fromme Stimmung war dahin. „In Italien führen die Mönche fortwährend solche Schauspiele auf," fuhr der Stadtschreiber leise fort, „aber das Volk ist dabei nicht so still und ruhig wie hier, es lacht und spielt mit."

Pater Benedetto hatte inzwischen die Thür aufgestoßen, war in die Sakristei gedrungen, und jetzt brachte er triumphirend einige als böse Geister gekleidete, mit Ketten belastete Gestalten heraus; während andere, mit weißen Kleidern angethan, Triumph-

lieder sangen, freudig verkündend, daß der Heiland der Welt nun auch die Pforten der Hölle bezwungen habe.

Der Stadtschreiber wendete sich von diesem Schauspiel entrüstet ab und sagte beim Hinausgehen aus der Kirche zu seinem Vetter: „Es ist kein Wunder, daß diese Mönche hochmüthig werden und Alles regieren wollen, wenn sie den Heiland spielen dürfen!“ Jetzt, mit dem Aufgang der Sonne, wird die eigentliche Auferstehung Jesu gefeiert. In Prozession tragen die Priester das Bildniß des Auferstandenen durch die Straßen, die gefüllt sind mit der Menge der Gläubigen.

Das Jungfrauen-Kloster des Benedictiner-Ordens war außerhalb der Stadt gelegen, nahe an der Stadtmauer, über dem inneren, damals schmalen Graben, zwischen der Stadtmühle und dem Ziegenteich. Beide Freunde lenkten dorthin die Schritte. Der Stadtschreiber hatte vergeblich seinen Vetter abhalten wollen, diesem traurigen Schauspiel beizuwohnen; Czetteritz war nicht abzubringen. „Ich muß Mechthild noch einmal sehen —“ sagte er in ungewöhnlicher Aufregung. Die Kirche des Klosters war überfüllt; eine Menge Zuschauer hatte sich eingefunden, um dieser Ceremonie beizuwohnen. Die Familie Bitsch war zu angesehen und geachtet in der Stadt, als daß es nicht Aufsehen hätte machen sollen, wenn ein Glied derselben den Schleier nahm, und die Theilnahme

für das junge Mädchen wurde noch dadurch erhöht, daß man wußte, es entsage selbst einem für jene Zeit seltenen irdischen Glück. —

Frau Gertrud und Beatrix waren bereits in der Kirche, und die beiden Freunde nahmen schweigend neben den Frauen Platz; Ambrosius neben seiner Schwester, Hermann neben Frau Gertrud.

Außer Mechthild nahmen noch zwei Jungfrauen den Schleier, Töchter aus niederem Stande, die, arm und verwaist, im Kloster die letzte Zufluchtsstätte fanden.

Jetzt öffnete sich die Thür, und die für den Himmel bestimmten Jungfrauen schritten langsam zum Altar. In der Rechten hielten sie das Kreuz, in der Linken die mit einem Lilienzweig umwundene Kerze. Sie waren noch mit ihren bürgerlichen Gewändern bekleidet, trugen aber bereits das weiße Nonnenkleid über dem Arm. Hinter jeder der Himmelsbräute schritt eine weißgekleidete Brautjungfer. Mechthild sah himmlisch verklärt aus; das Licht der Kerze zog einen förmlichen Heiligenschein um ihr schönes, blasses Haupt.

Czetteritz blickte starr und unbeweglich auf Mechthild; — als sie erschien, hatte er aufspringen und einen lauten Schrei ausstoßen wollen, aber Frau Gertrud verhinderte ihn daran. Sie hielt seine heiße Rechte fest und flüsterte ihm zu: „Muth, Hermann, wir dürfen den Leuten kein Schauspiel gönnen!“ Die

Frau, deren Mutterherz selbst zu brechen drohte, fand am ehesten die Kraft wieder, indem sie fremden Schmerz beschwichtigen mußte. Ein Priester trat jetzt an den Altar und hielt die Weihrede, während die Jungfrauen am Altar niederknieten. Nachdem sie das heilige Abendmahl empfangen, konnten sie jetzt zurücktreten, um die Ihrigen um ihren letzten Segen zu bitten. Die beiden anderen Jungfrauen blieben am Altare stehen; sie hatten Niemand, dem sie Lebewohl sagen konnten — nur Mechthild allein hatte diesen schweren Gang anzutreten. Als sie Hermann erblickte, kam ein schwacher Seufzer über ihre Lippen; aber sie schritt fest und ruhig weiter, und vor ihrer Mutter niederknieend, bat sie leise: „Segne mich, Mutter!"

„Gott segne Dich!" sagte Frau Gertrud mit lauter, klangvoller Stimme, und Niemand konnte ahnen, welcher Schmerz ihre Brust zerriß.

Auch Ambrosius zeigte die größte Ruhe, er wiederholte den Spruch der Mutter und setzte hinzu: „Mögest Du dort Frieden finden, wo Du ihn suchst!" Selbst Beatrix zeigte sich gefaßt, wohl verschleierten Thränen ihre Augen, aber kein Klageton kam über ihre Lippen. „Lebe wohl, Hermann!" wandte sich jetzt Mechthild zu ihrem Vetter; „Lebe wohl," sagte dieser leise, und den starken kräftigen Mann schien ein Fieber zu schütteln; er preßte die Zähne übereinander, und eine Todtenblässe bedeckte sein Antlitz, das er jetzt in seine Hände barg.

Mechthild war bereits an den Altar zurückgetreten. Drei rothe Kissen wurden jetzt vor denselben gelegt, und die Novizen beugten auf dieselben ihr Antlitz nieder, zum Zeichen, daß sie dieser blühenden, farbigen Welt für immer entsagen wollten, und als sie dann aufstanden und noch einmal sich vor der Versammlung verneigten, und hinterm Chor gesungen wurde, trat der Priester an sie heran, und mit scharfen Schnitten sank der Haarschmuck der Jungfrauen zur Erde.

Beatrix stieß einen halblauten Schrei aus, als sie das blonde Haar ihrer Schwester zur Erde fallen sah, ihr war es, als ob bereits die Scheere des Priesters auch durch ihr Haar knirschte, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Bitsch hatte finster auf die ganze Kirchenfeier geblickt; er beugte sich jetzt zärtlich zu seiner in die Kniee gesunkenen Schwester herab und flüsterte ihr ermuthigend zu: „Beatrix, sei ohne Sorge — sie sollen nicht an Dein Haar herankommen, ich schütze Dich!“ Das junge Mädchen blickte zweifelnd zu ihrem Bruder auf — „ich fürchte mich vor dem Kloster wie vor dem Tode,“ flüsterte es, „aber Du wirst mich nicht retten können.“

Bitsch nickte nur entschieden mit dem Kopf und strich liebkosend über das schöne Haar der Schwester hinweg, die an diesem Zuspruch mit der ganzen Beweglichkeit und Frische der Jugend sich aufrichtete und ihre kindliche Sorglosigkeit wiederfand.



Die Jungfrauen hatten sich in die Kapelle zurückgezogen und ihre weißen Kleider mitgenommen, die inzwischen ein Priester geweiht. Jetzt kehrten sie mit diesen Kleidern geschmückt an den Altar zurück, eine goldene Krone auf dem Haupte; den Nonnenschleier über dem Antlitz, — sie waren dieser Welt entrückt. Ein Lobgesang ertönte durch die Kirche, und die Feier hatte ein Ende.

Die Kirche des Klosters war mit Zuschauern überfüllt gewesen; jetzt drängte sich Alles zum Ausgange. Auch Frau Gertrud hatte sich mit Beatrix entfernt, und Hermann sich den Frauen angeschlossen, — er schwankte wie ein Träumender hinaus. In der schmerzlichen Erregtheit hatten alle Drei nicht bemerkt, daß Ambrosius zurückgeblieben war — sich an eine Säule gelehnt hatte und mit seinen dunkeln, blitzenden Augen die Hinausgehenden zu mustern und auf Jemand zu warten schien. Die Kirche war beinahe leer, nur eine hohe Frauengestalt kniete dort auf einer der ersten Bänke; sie erhob sich jetzt, und ihr Auge traf den Blick des Stadtschreibers. Sie senkte die langen, seidenen Augenwimpern nieder, eine gewisse Unruhe schien sie zu erfassen, und langsam und zögernd wollte sie an dem Stadtschreiber vorüberschreiten.

„Eva!" rief dieser vorwurfsvoll, „endlich kann ich Dich sprechen, Du willst mir auch hier entschlüpfen?!"

„Mein Vater will es so," entgegnete Eva klang=

los, und ihr schönes Antlitz blieb starr und unbewegt. Ueber das Gesicht des Stadtschreibers zuckte ein finsteres Lächeln — „Sprich nicht von dem Willen Deines Vaters — Du würdest Dich ihm nimmer beugen — ich weiß es wohl, daß Du dem Werben des Truchseß ein willig Ohr schenkst — es ist Dein Stolz und Dein Ehrgeiz, der Dich treibt!"

Eva lächelte — „mein Vater," begann sie wieder in unbeugsamer Ruhe.

„Schweig mir von dem alten, schwachköpfigen Mann!" unterbrach sie Bitsch verächtlich, „er hat es nur mir zu verdanken, daß ihn die Stadt nicht wie einen alten, abgetragenen Handschuh in die Ecke wirft!" Das harte Wort traf in Eva die Tochter, die an ihrem Vater mit unendlicher Liebe hing, und ihr Antlitz schien zu versteinern — „nun ist es aus mit uns!" preßte sie mühsam hervor.

Bitsch gewahrte den Eindruck, den sein hartes Wort hervorgebracht; aber zu trotzig, von zu viel aufregenden Eindrücken bestürmt, konnte er seine Uebereilung nicht mehr gut machen. „Ich und Dein Vater, wir sind jetzt offene ehrliche Feinde; aber was hat das mit uns zu schaffen?" Eva gab keine Antwort, nur ihre Augen sagten mit kaltem starrem Blick: „Dann ist es auch mit uns zu Ende." Der Stadtschreiber verstand sie — er ließ die Arme sinken, die er bisher über die Brust geschränkt hatte, sich tief vor Eva verneigend, sagte er kalt: „addio, cara mia!" und war

verschwunden. — Eva streckte die Arme nach ihm aus, sie wollte ihn zurückrufen, ihn wieder an ihr Herz ziehen, das doch nur für ihn schlug, es war zu spät. Langsam, bleichen Antlitzes, mit Thränen in den Augen schritt sie hinaus.

Im Hause des Stadtschreibers ging Alles wieder seinen gewohnten Gang; Mechthild hatte sich in letzterer Zeit schon zu sehr von ihrer Familie entfremdet, als daß ihr Verlust eine empfindliche Lücke hätte verursachen können. Das traurige Ereigniß selbst mußte freilich Alle tief betrüben — aber jetzt, wo sie still und geräuschlos aus dem Kreise getreten, verblaßte ihr Andenken rascher, weil sie ohnehin still und einsam dahingegangen war. Auch Hermann fand, trotz der schmerzlichen Eindrücke jener Stunde, seine Heiterkeit wieder. — Czetteritz war nicht mehr jung genug, um durch das Leben stürmisch fortzujubeln, er sehnte sich nach Ruhe und wollte in Frieden auf seinem Fürstenstein hausen. Wie schön hatte er sich's gedacht, im weichen Lehnstuhl zu sitzen und von Mechthild, seiner vortrefflichen Hausfrau, den edlen Gerstensaft kredenzt zu erhalten! Mechthild war ihm freilich verloren gegangen; aber das süße Traumbild war geblieben, und allmählich rückte Beatrix, das hübsche, harmlose Kind, an die Stelle der Schwester.

Der Stadtschreiber gewahrte wohl die aufkeimende Neigung Hermann's für Beatrix; aber er lächelte zu den Besorgnissen der Mutter, die eine Entfernung ihres Vetters wünschte, damit nicht die Liebe in Beatrix' Herz einziehen, und sie vollends unglücklich werden möge. „Sei ohne Sorge," beschwichtigte dann Ambrosius die Mutter — „Beatrix soll glücklich werden, und wir Alle, und Hermann darf noch nicht fort — ich brauche ihn noch!"

Frau Gertrud kannte den Muth und die Beharrlichkeit ihres Sohnes — sie konnte ihm vertrauen und zeigte jetzt sichtlich Hermann, daß sie seiner Werbung um die Liebe ihrer Tochter keine Hindernisse in den Weg legen wolle.

Auch Czetteritz und der Stadtschreiber schlossen sich näher an einander an. Der Erstere gewahrte wohl, daß Ambrosius seine Liebe zu Beatrix begünstige, und um so unerklärlicher blieb ihm deshalb, daß derselbe noch mit dem Mönche auf das Vertraulichste verkehrte. Wollte der Stadtschreiber wirklich seine Schwester frei machen, indem er das Liegnitzer Herzogthum dem breslauer Domkapitel in die Hände spielte? Hermann mußte endlich der Sache auf den Grund kommen und wandte sich eines Tages, als der Mönch eben fortgegangen und beide Freunde allein waren, mit der raschen Frage an den Stadtschreiber: „Pater Benedetto lächelte so vergnügt; seid Ihr nun einig geworden?"

„Ah, Du meinst wegen der künftigen Erbschaft?“ entgegnete Bitsch unbefangen, „sei ohne Sorgen; ich lasse mir von keinem Pfaffen die Hände binden!“

„Dann hältst Du zum Kaiser?“ rief Czetteritz freudig überrascht, „der allein ist im Recht, das müssen auch die Liegnitzer einsehen!“

Ueber das kluge Auge des Stadtschreibers glitt ein eigenthümliches Lächeln, und er hatte schon die Antwort auf den Lippen: „Wir halten zu Niemand und wollen frei werden!“ verschwieg aber vorsichtig seine innersten Gedanken und entgegnete ruhig: „Die Stadt kümmert sich wenig darum, wer Herzog wird; will der Kaiser das offene Lehn einziehen, so muß er uns zwingen!“

„Das thut er nicht!“ entgegnete Czetteritz bestimmt. „Er ist ein schwacher, wankelmüthiger Mann; wenn Ihr nicht selbst die Piasten vertreibt, dann werdet Ihr sie nicht los.“

„Was schadet es, wenn es nicht geschieht,“ entgegnete Bitsch ausweichend.

Der Ritter war doch scharfsinniger, als der Stadtschreiber erwartet hatte; er trat auf seinen Vetter zu, legte eine Hand vertraulich auf dessen Schulter, und ihm forschend in's Auge blickend, sagte er mit leisem Vorwurf: „Ambrosius, glaubst Du denn wirklich, mich länger täuschen zu können? Ich halte meine Augen überall offen und weiß, wohin Dein ganzes Sinnen und Trachten geht! — Die junge Piasten-

Tochter hat Dich schwer gekränkt; Du setzt heimlich alle Kräfte an, sie aus ihrem Erbe zu drängen, und ich begreife nicht, warum Du zögerst, Dich auf den Kaiser zu stützen?"

Bitsch schwieg überrascht einen Augenblick; bei Erwähnung Hedwig's schlug eine Flammenröthe in sein Gesicht, und er sagte jetzt, den prüfenden Blick des Freundes ruhig aushaltend: „Du kommst aus einer trefflichen Schule, Deine Augen sehen ziemlich gut, aber dennoch irrst Du Dich zum Theil — es ist nicht der Haß gegen diese übermüthige Fürstentochter — der mich vorwärts treibt, es ist die Liebe für meine Vaterstadt — für mein Vaterland!" fuhr der Stadtschreiber funkelnden Auges fort. „Diese Piasten herrschen nur noch zum Unsegen und Unheil über das schöne Schlesien, und sie alle —" er hielt erschrocken inne und setzte, als er das Kopfschütteln des Freundes bemerkte, rasch hinzu: „Du hast Recht, Hermann, ich will nicht länger zögern und die Hilfe des Kaisers anrufen; aber ich wiederhole: er muß uns zwingen!" Czetteritz zuckte ungeduldig mit den Achseln, und Bitsch fuhr lächelnd fort: „Es braucht keines großen Zwanges; ein Stück Pergament genügt. Sag' dem Kaiser oder seinen Räthen, er soll nur insgeheim einen Brief schicken, mit seinem Siegel und Unterschrift, worin er sein gutes Recht für seinen Mündel Ladislaus auseinandersetzt und die guten Liegnitzer auffordert, zu ihm zu stehen — mehr will ich nicht!" „Mehr nicht?"

rief Hermann sichtlich erleichtert. „Ha, ha, das ist prächtig! Nun, einen solchen Wisch, Ambrosius, den sollst Du haben, damit ist die kaiserliche Majestät sehr freigebig; aber vielleicht verschaff' ich Dir noch ein Häuflein Landsknechte für den Fall der Noth."

Der Stadtschreiber machte eine abwehrende Geberde, doch Czetteritz entgegnete: „Landsknechte sind stets zu brauchen, auf die kannst Du Dich verlassen, nicht auf die Bürger." „Aber was ihr gelehrten Leute doch bedächtig seid," fuhr jetzt Hermann lustig fort. — „Was hat das Mühe gekostet, eh' Du Dich entscheiden konntest! Ihr müßt die Sache immer erst beschlafen, sonst kommt Ihr zu keinem Entschluß! Frisch gewagt! das ist ein echtes Ritterwort, damit erobert und zerschlägt man eine ganze Welt!"

„Erwäg's, dann wag's, heißt es bei den Bürgern," bemerkte Bitsch.

Beide Freunde verabredeten nun, daß Czetteritz sich wieder an den Kaiserhof begeben und für die Sache der Liegnitzer nach Kräften wirken solle, und jetzt war es Bitsch, der zur Eile drängte. „Gönne mir noch einige Tage," bat Czetteritz, „ich kann jetzt noch nicht fort." Bitsch lächelte. Noch stand das Ableben Elisabeth's nicht so sicher und nahe bevor, daß ein Zögern hätte Gefahr bringen können, und warum hätte er deshalb gerade jetzt störend zwischen die aufkeimende Liebe zweier Herzen treten sollen? Es war dem stolzen, ehrgeizigen Stadtschreiber durch-

aus nicht gleichgiltig, wer um seine Schwester warb; wenn jetzt sein unruhiger Vetter wieder fortzog, noch ehe er völlig an Beatrix gefesselt worden, blieb es zweifelhaft, ob der unruhige, abenteuerliche Mann je zu Beatrix zurückkehren würde. „Du weißt, daß Du uns Allen ein lieber, theurer Gast," sagte der Stadtschreiber herzlich, „und ich will Dir gern noch einige Tage gönnen —; aber versprich mir, daß Du keinen Augenblick säumest — wenn ich dann sage: Hermann, jetzt ist's Zeit."

„Ich versprech' es Dir," sagte Hermann fest und bestimmt.

Ende des ersten Bandes.



Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.

